

Geisteskultur

Monatshefte der Comeniusgesellschaft
für Geisteskultur und Volksbildung

Begründet von Ludwig Keller
Herausgegeben von Artur Buchenau

36. Jahrgang - Erstes Heft

Januar 1927



Berlin und Leipzig 1927

Verlag von Walter de Gruyter & Co.

Comenius-Gesellschaft für Geisteskultur und Volksbildung

Begründet 1892 von Geh. Archivar Dr. Ludwig Keller

Vorsitzender: Oberstudienrat Dr. Buchenau, Charlottenburg 5, Schlossstraße 46

Die Mitgliedschaft wird durch Einzahlung von 20 Goldmark erworben. (In- und Ausland.) Die Beitragzahlung kann erfolgen:

1. auf das Konto der Comenius-Gesellschaft bei dem Postcheckamt Berlin Nr. 21295
2. direkt an die Geschäftsstelle der G.-G. in Berlin W 10, Genthiner Str. 38 i. G. Walter de Gruyter & Co.

Die Mitglieder erhalten die Zeitschrift kostenlos. Sie erscheint jährlich etwa in 12 Hefen. Die Hefte sind auch einzeln käuflich und in Buchhandlungen in Form des Zeitschrift-Abonnements zu beziehen.

36. Jahrgang Inhalt: Heft 1

| | Seite |
|--|-------|
| Eva Bernick, Rainer Maria Rilke † | 1 |
| Adolf Caspary, Zur Problematik der Kantischen Philosophie | 23 |
| Walter Feilchenfeld, Die neue Pestalozzi-Ausgabe | 27 |
| Die Grundzüge der neuen Pestalozzi-Gesamtausgabe (Aus dem Vorwort der Herausgeber) | 29 |
| Gegenwartfragen: | |
| Weiteres zum Thema der Psychobiologie: | |
| I. Karl Gumpert: Schlusswort | 32 |
| II. Hans Jungwitz: Schlusswort zum Schlusswort | 33 |
| Erlesenes: | |
| H. M. Rilke, Über Berge (Aus: „Ausg. d. Walte P. Brügge“) | 36 |
| Georg Simmel, Über den Tod (Aus „Rembrandt“) | 36 |
| H. M. Rilke, Schlußstück (Aus „Buch der Bilder“) | 39 |
| Mitteilungen | 39 |
| Bücherbesprechungen | 43 |
| Philosophie und Pädagogik: | |
| Buchenau: E. Becker, Einführung in die Philosophie. S. 43. | |
| Buchenau: Zuskulum-Bücher: Heraklit, Fragmente; Platon, Gastmahl. S. 44. | |
| Buchenau: Max Wentker, Pädagogik. S. 44. | |
| Buchenau: G. S. Thurnbuß, The Educational Theory of J. G. Fichte. S. 44. | |
| Religionswissenschaft: | |
| G. Pfannmüller: Die Religion in Geschichte u. Gegenwart, Bg. 1 u. 2. S. 44. | |
| Literatur: | |
| Buchenau: Th. Anderson, Das Ei triumphiert. S. 45. | |
| Buchenau: G. R. Chesterton, The Innocence of Father Brown. S. 46. | |
| Buchenau: — — Tales of the long Bow. S. 46. | |

Fortsetzung auf Seite 3 des Umschlages.

Manuskripte werden erbeten an die Redaktion: E. Bernick, Berlin W 10,
Genthiner Straße 38.

Die Manuskripte sollen paginiert, nur einseitig beschrieben sein und einen Rand freilassen. Rückporto ist beizufügen. Nachdruck ganzer Aufsätze ist ohne besondere Erlaubnis nicht gestattet.

Einzeln Abschnitte können bei genauer Quellenangabe wörtlich übernommen werden.

Jährlich erscheinen 10 bis 12 Hefte.

Preis des Jahrgangs M. 20.—.

Rainer Maria Rilke †.

(4. Dezember 1874 bis 29. Dezember 1926.)

Von Eva Bernick (Berlin).

Nach mehrwöchigem, schmerzvollem Leiden (Leukämie) starb Rainer Maria Rilke in der Frühe des 29. Dezember 1926 in Montreux. Er wurde am 2. Januar 1927 auf dem Friedhof von Naron im Oberwallis bestattet.

„Seit diesem Morgen aber ist alles anders geworden in der Welt.“ Das war es, was unser, der Zurückgelassenen, Gemüt zunächst gefangen nahm... Obwohl so gründlich an Abschiede gewöhnt und mit den Gefahren und Bitternissen des Lassen-müssens aufs tiefste vertraut, waren wir doch von den Schrecken dieses größten und schlechthin unausgleichlichen Unterganges, — dieses unheilbarsten, der geschehen konnte, gänzlich überwältigt...

„Man glaubt es überwunden zu haben, und plötzlich... Es hilft nichts, der Tod ist etwas Unbegreifliches, Schreckliches...“

Wir waren verloren an das, was uns dieses Sterben zufügte, — an die Ohnmacht vor dem Unwiderstehlichen, an die Schauer des Endgültigsten und an den Gram: vor dem restlosen Hinübergang den äußersten Verzicht leisten zu müssen, der überhaupt nur gefordert werden kann. Wir waren verloren an die Anstrengung: den Überfall unseres eigenen Schmerzes auszuhalten, — an die trostlose Bemühung, uns selber zu bestehen... Und unsere ersten Gedanken galten dem Verluste, der uns widerfahren war, unserer Verlassenheit und Leere.

Wir fanden uns fortan einer Welt überantwortet, aus der sich die kostbarste und reichste Seele unwiederbringlich zurückgezogen hat, ... einem Leben überlassen, in dem uns die einzig großartige, die einzig rechtfertigende Gestalt in denjenigen Bezirken unserer Erfahrung, welche die Angelegenheiten weniger des Geistes als vorwiegend des Herzens einschlossen, — (Angelegenheiten, die wir auf das Entschlossenste ernst nehmen, und in denen uns nur höchste Ansprüche und höchste Erfüllungen genügen!) nie mehr begegnen wird.

Was uns bevorstand, war ein Dasein, in dem die letzte Stimme Gottes auf der verwirrten und schwer zu ertragenden Erde verklungen ist...

Dieser Gesang einer „neuen“ Seele, die das widerspruchsvolle und prüfungreiche Doppelschicksal aller Berufenen trug: den Drang zu großer

Liebe und das Verhängnis großer Einsamkeit. So daß in der unendlichen Symphonie dieses Lebensliedes die zwiefache Urmelodie alles erhobenen Daseins rauscht: die liebend-strömende Hingabe an das Lebendige, das grenzenlose Sich-verschwenden aus unerhörtem Übermaß an Macht und Glanz der Seele, — und die dunkle, trauernde Klage aus dem namenlosen Dulden und den Entbehrungen der Fremdheit.

Endlich aber erscheint in ihr — zu Beginn nur leise, zart und versuchend so zwiespältigen Wechsel überschwebend, — allmählich siegend und führend: die voix céleste der Einigung und Überwindung, der selige Gottesklang der Tröstung und des Friedens...

— Gesang, im Hiesigen aufstönend aus einem ganz anderen Reich:

„Ein für alle Male
ist Orpheus, wenn es singt...“

steigend in eine Höhe, die wir ohne ihn nie gefunden, und hinabreichend in Gründe, die wir in ihm erst erahnt. —

I.

Diesem Menschen war auf eine seltene, auf eine säkulare Weise verliehen, bei allem, was ihm widerfuhr, ins Wesenhafte und Eigentliche hineinzuweichen; ins Wesenhafte dessen, was in uns und dessen, was um uns ist. Und sich auch dort noch, ja, gerade dort noch zu bewähren, wo es sich um das Wesenhafte dessen handelt, was über uns ist.

Und mehr noch, als daß er den Zugang hatte: es war ihm auch gegeben, zu sagen was er fand; das Erfasste in einer gütigen, zwingenden und dauernden Weise in Gestalt und Form zu binden, um es jedem hinhalten zu können, den es trieb: zu schauen, sich um sich selbst und um seine Stellung zu den Erscheinungen und Nötigungen des Lebens zu mühen und zu reifen.

Kilke erwies sich in seinem Werk¹⁾ als der Enthüller aller Unsagbarkeiten, aller ungemeinen Bezauberungen und ungreifbaren Bangigkeiten der menschlichen Seele; er war der Meister im Erfahren und Erwecken der feinsten Gefühlsregungen, — Beherrscher einer Unermesslichkeit von Erlebnisnuancen und Stimmungsbewegtheiten. Mit einer bisher beispiellosen Reizempfänglichkeit erspürte er alle äußersten, verschwundenen Zartheiten, die leisesten, in den Untergründen empfindlichsten Blutes schwingenden Lebens- und Leidensströmungen und bewahrte sie klar und rein in den Gebilden seiner schöpferischen Kraft. Zu keiner Zeit und in keinem Lande gab es dies je zuvor. Kilke ist der lyrische Künstler von bisher höchstem Range, — in beiden Dimensionen der künstlerischen Schaffenseinheit: sowohl nach der

¹⁾ von der Zeit an, als er zu seiner spezifischen Eigenheit hindurchgefunden hatte! Man wende nicht seine — in gewissen Hinsichten immerhin doch recht bemerkenswerten — jugendlichen Vorübungen gegen ihn ein. Künstlerisch beginnt Kilke erst (als 24 jähriger!) mit dem Gedichtband „Mit zur Feier“, entstanden 1899 (von der veränderten 2. Aufl. 1907 an vorliegend als „Die frühen Gedichte“); ebenfalls 1899 entstand das erste Buch „Vom mönchischen Leben“ des „Stundenbuches“!

Seite des subjektiven Erlebnisgehaltes wie nach der Seite der Objektivierung in der produktiven und formalen Bewältigung.

Er ist einzig in der großartigen Breite und Intensität der dichterischen Schau; in dem Ausmaße der seelischen Anrührbarkeit und Eineignungsfähigkeit; in der Vielfältigkeit und Lauterkeit seines Fühlens, in der Weite und Differenziertheit der ihn betreffenden Erfahrungen und in der Tiefe ihrer verinnerlichten Durchbringung.

Er ist ebenso einzig in dem Ernst, der nicht zu beirrenden Gewissenhaftigkeit und der meisterten Sicherheit seiner Bemühung um Gestaltung: in der Strenge der Läuterung und Bändigung seiner Erschütterungen und in der Vollendung ihrer Umwandlung in großen Ausdruck und hohe Form.

Mit einer ungewöhnlichen Sprachbeherrschung verbundenen sich außerordentliche Wortempfindlichkeit und verantwortungsbewußte Scheu in der Führung des Ausdrucks und des Strophenbaus. Ihn leitete ein sicherer metaphysischer Instinkt für die Urbedeutungen der Worte, die täglicher Gebrauch der Unbesinnlichen und nur praktisch, ökonomisch, lebens-technisch Gesinnten längst verhüllt oder entstellt hatte¹⁾, — und die nur ein mit dem „Reiche der Mütter“ verbundenes Genie des Gefühls wieder erwecken kann... Ihm gelangen solche Erlösungen der Worte zu ihrem urtümlichen Sinn-Gehalt überall, wo er sich dafür einsetzte; nicht zuletzt waren es gerade die „unscheinbaren“, deren Lebenstiefe diese verstehende, behutsame, geduldige Hand wieder erschloß:

„Die armen Worte, die im Alltag darben,
die unscheinbaren Worte, lieb ich so.
Aus meinen Festen schenk ich ihnen Farben,
da lächeln sie und werden langsam froh.

Ihr Wesen, das sie bang in sich bezwangen,
erneut sich deutlich, daß es jeder sieht;
sie sind noch niemals im Gesang gegangen,
und schauernd schreiten sie in meinem Lied.“ (Fr. Ged. 6.)

Und man hört ihn,

„eine Sibiliane
langsam lesen, Worte von Brotat.
Und wenn sie vergangen ist wie Fernes,
solst du wieder nur ein leises Regen
durch den Wendekreis des ersten Sternes
gehen hören — Nüchternem entgegen.“ (Fr. Ged. 92.)

Er ist das Genie der Einigung von Musikalität und Bedeutungsfülle des Wortes, — das Genie des lyrischen Klanges, der, über seinen Eigenwert hinaus, ins Unendliche weisenden Sinn trägt, — das Genie der metaphysisch durchlebten Sprachmelodik schlechthin.

¹⁾ „Ich fürchte mich so vor der Menschen Wort...
Ich will immer warnen und wehren: Bleibt fern.
Die Dinge singen hör ich so gern.
Ihr rühet sie an: sie sind starr und stumm.
Ihr bringt mir alle die Dinge um.“ (Fr. Ged. 94.)

„Die Worte sind nur die Mauern,
dahinter in immer blauern
Bergen schimmert ihr Sinn...“ (Fr. Ged. 90.)

Niemals zuvor gab es einen, dem so wie ihm auf eine vollkommene Weise das Außerste an lyrischem Können gelang: die volle Sinn-Verhaftung alles nur erlebbaren Sinnlichen und die volle Versinnlichung alles nur erspürbaren Über Sinnlichen. Ihm war dies vergönnt: denn

„aus beiden Reichen
erwuchs ihm seine weite Natur...“

Vor allem eben: er machte es sich nicht leicht; er hat es sich so hart wie möglich werden lassen müssen, um auf diese Höhe zu gelangen. An der Künstlerschaft ist die Gabe nur die unterste Voraussetzung; das Wesentliche beginnt erst mit den Aufgaben, die ihr gestellt sind. Kunst ist „große Arbeit“; sie geht auf Leistungen aus, die niemandem zufallen, — die man sich ohne Unterlaß abringen muß; die unendlich mehr an Aufgebot von Kraft und Willen verlangen, als gemeinhin bürgerlich-technische, und sei es noch so schwierige, Lebensanstrengung. Kein Dienst ist herrischer und anspruchsvoller als dieser, der eine vom Durchschnittlich-Menschlichen weit entfernte Erfahrungsfülle verlangt und dabei Entsayungen auferlegt, die nur wenige und auch diese selten immer vollbringen können¹⁾. Jeder, „der sein Blut hinaufhob in ein Werk“, erfährt:

„irgendwo ist eine alte Feindschaft
zwischen dem Leben und der großen Arbeit“, (Requ. 16.)

eine Feindschaft, die den Trieb des Sich-selbst-genießens verneint und heroische Askese erzwingt. Das „Gefühl“ und seine „Beschreibung“ machen den Dichter noch lange nicht; und mit Versen ist meist „so wenig getan“. Es gehört der längste aller Wege dazu: der Weg der Erfahrung und Bewährung, der von sich selber, von seinem Anfänger-Ich fort durch die ganze Welt führt²⁾ und der zurückkehrt zu einem erneuerten und erfüllten, selbständigen und verzichtenden Ich. Das die Welt, die es in sich einbezogen, mit der es sich beladen hat, schöpferisch als ein Objektives höherer Ordnung wieder aus sich herausstellen kann...

„O alter Fluch der Dichter,
die sich beklagen, wo sie sagen sollten,
die immer urteilen über ihr Gefühl,
statt es zu bilden; die noch immer meinen,
was traurig ist in ihnen oder froh,
das wüßten sie und dürften's im Gedicht
bedauern oder rühmen. Wie die Kranken

¹⁾ Goethe wußte darum und lebte danach. Von Thomas Mann erfahren wir vieles über Verpflichtung, Anstrengung und Einsamkeit des Künstlers („Tonio Kröger.“ — „Der Tod in Venedig“); ebenso in den Werken von Stefan George.

²⁾ Dieser Weg ist von Rilke im „Stundenbuch“ symbolisch gezeichnet. (Vgl. hierzu meine Schrift „Die Religiosität des StB.“, Verlag Walter de Gruyter u. Co., Berlin 1926.) Und in der in diesem Hefte abgedruckten (S. 36) Stelle aus dem „Matte“ ist er kurz und meisterlich geschildert.

gebrauchen sie die Sprache voller Wehleid,
um zu beschreiben, wo es ihnen wehtut,
statt hart sich in die Worte zu verwandeln,
wie sich der Steinmeiß einer Kathedrale
verbissen umsetzt in des Steines Gleichmut.“ (Requ. 25.)

In dieser Meisterschaft bezeugt sich Rilke in den Versen, die der Kindheit, den Mädchen und den Frauen gelten; Verse unvergänglicher Schönheit und tiefsten Wissens.

Die Kindheit, ihr Wesen und ihr Sinn für sich selbst, ihre Problematik und die Aufgabe, die sie später dem Erwachsenen stellt, ist unter den Lyrikern (trotz der nachklassischen Romantik!) erst von Rilke erfaßt.

„O Stunden in der Kindheit,
da hinter den Figuren mehr als nur
Vergangnes war und vor uns noch nicht Zukunft.
Wie wuchsen freilich, und wir drängten manchmal,
bald groß zu werden, denen halb zulieb,
die andres nicht mehr hatten als das Großsein,
und waren doch in unserem Alleingehn
mit Dauerndem vergnügt und standen da
im Zwischenraume zwischen Welt und Spielzeug,
an einer Stelle, die seit Anbeginn
gegründet war für einen reinen Vorgang.“ (Eleg. 19.)

Es ist die „tiefe, versprechliche“ Zeit der „Dichte“, der innigen, sicheren Einheit in sich und mit dem Außen, in der alle täglichen Begebenheiten von Wunderbarem erfüllt sind oder wunderbare Hintergründe haben, mit denen man auf das selbstverständlichste vertraut ist. So ist es anfänglich... Aber sehr bald ist die Kindheit dann die Zeit erster Unbegreiflichkeiten und früher Lasten, mit denen umzugehen und auszukommen man erst irgendwie lernen muß. Es ereignen sich da auch plötzliche Überfälle, denen man hilflos und in Schrecken erliegt; Dunkles, Unbekanntes, Drohendes tritt in den Dämmerungen, in den Nächten und in den Fiebern früher Erkrankungen an die Geängstigten und Erschütterten heran; — „das, was mir das erste, tiefe Entsetzen eingejagt hatte, wenn ich als Kind im Fieber lag: das Große...“, von dem Malte in den „Aufzeichnungen“ (I, 88 ff. und II, 48 ff.) erzählt.

Es ist die Zeit, in der — insbesondere unter dem Eindrucke und bleibenden Drucke solcher ersten, unbewältigten Heimsuchungen — das ganze fernere Schicksal sich vorbildet und in einer nicht mehr änderbaren Weise anhebt...

Aus einer Kindheit.

„Das Dunkeln war wie Reichtum in dem Raume,
darin der Knabe, sehr verheimlicht, saß,
Und als die Mutter eintrat wie im Traume,
erzitterte im stillen Schrank ein Glas.
Sie fühlte, wie das Zimmer sie verriet,
und küßte ihren Knaben: Bist du hier?...
Dann schauten beide bang nach dem Klavier,
denn manchen Abend hatte sie ein Lied,
darin das Kind sich seltsam tief versing.

Es saß sehr still. Sein großes Schauen hing
 an ihrer Hand, die ganz gebeugt vom Ringe,
 als ob sie schwer in Schneewehe ginge,
 über die weißen Tasten ging.“ (B. d. B. 24.)

Und noch ein weiteres¹⁾ über die

Kindheit

„Da rinnt der Schule lange Angst und Zeit
 mit Warten hin, mit lauter dumpfen Dingen.
 O Einsamkeit, o schweres Zeitverbringen...
 Und dann hinaus: die Straßen sprühen und klingen,
 und auf den Plätzen die Fontänen springen,
 und in den Gärten wird die Welt so weit. —
 Und durch das alles gehn im kleinen Kleid,
 ganz anders als die andern gehn und gingen —:
 O wunderliche Zeit, o Zeitverbringen,
 o Einsamkeit.

Und in das alles fern hinauszuschauen:
 Männer und Frauen; Männer, Männer, Frauen
 und Kinder, welche anders sind und bunt;
 und da ein Haus und dann und wann ein Hund
 und Schrecken lautlos wechselnd mit Vertrauen:
 O Trauer ohne Sinn, o Traum, o Grauen,
 O Tiefe ohne Grund.

Und so zu spielen: Ball und Ring und Reifen
 in einem Garten, welcher sanft verblaßt,
 und manchmal die Erwachsenen zu streifen,
 blind und verwildert in des Haschens Haß,
 aber am Abend still, mit kleinen Reifen
 Schritten nach Haus zu gehn, fest angefaßt —:
 O immer mehr entweichendes Begreifen,
 O Angst, o Last... (B. d. B. 22.)

Eigentümlich ist, daß die Kindheit in einem anderen, aber vollgültigeren Sinne eigentlich erst eine Angelegenheit für den schon Erwachsenen ist. Sie kann vom Kinde selbst, dem sie realiter zugehört, gar nicht in der ganzen Breite und Tiefe ihrer Erfahrungen, Förderungen und Gefährdungen erfaßt und voll bewußt gemacht werden. Das Kind erlebt, weiß aber vom Wesen seiner Erlebnisse und ihrer geheimformenden inneren Wirkungen wenig oder nichts. Es bildet sich, ohne zu wissen: wie und wozu; es tut, ohne die Gründe und Richtungen seiner Triebe und Antriebe zu kennen. Der Gewordene erst, der wissen will, wer er ist und wie und warum er so wurde, — er muß es, um sich selber auf den Grund zu kommen, unternehmen, das längst Gewesene, damals nur erst andeutungsweise Ergriffene, in sich wieder aufzusuchen und herzustellen, seine ganze Kindheit entschlossen und wach noch einmal zu leisten.

¹⁾ Man vgl. auch die Verse über die Kinder im 3. Teil des StB.; ferner das Gedicht: „Sie war: ein unerwünschtes Kind...“ (Erste Ged. 140.)

„Nach, daß er seine Kindheit wieder weiß;
das Unbewußte und das Wunderbare
und seiner ahnungsvollen Anfangsjahre
unendlich dunkelreichen Sagentreis.“ (StB. 89.)

„Der Verdacht stieg in mir auf“, heißt es in Maltes „Aufzeichnungen“, „daß noch keiner dieser Einflüsse und Zusammenhänge wirklich bewältigt war. Man hatte sie eines Tages heimlich verlassen, unfertig wie sie waren. Auch die Kindheit würde also gewissermaßen noch zu leisten sein, wenn man sie nicht für immer verloren geben wollte. Und während ich begriff, wie ich sie verlor, empfand ich zugleich, daß ich nie etwas anderes haben würde, mich darauf zu berufen“ (II, 43).

„Es wäre gut viel nachzudenken, um
von so Verlorenem etwas auszusagen,
von jener langen Kindheit-Nachmittagen,
die nie so wiederkamen — und warum?“

Noch mahnt es uns: vielleicht in einem Regnen,
aber wir wissen nicht mehr, was das soll;
nie wieder war das Leben von Begegnen,
von Wiedersehen und Weitergehen so voll
wie damals, da uns nichts geschah als nur,
was einem Ding geschieht und einem Tiere:
da lebten wir, wie Menschliches, das Ihre
und wurden bis zum Rande voll Figur.

Und wurden so vereinsamt wie ein Hirt
und so mit großen Fernen überladen
und wie von weit berufen und berührt
und langsam wie ein langer neuer Faden
in jene Bilderfolgen eingeführt,
in welchen nun zu dauern uns verwirrt.“ (R. G. I, 45.)

Am Schlusse der „Aufzeichnungen des Malte“ (II, 173 ff.) gibt Rilke der „Legende vom verlorenen Sohn“ einen neuen Sinn und begründet seine Heimkehr so: „Er ging ganz darin auf, zu bewältigen, was sein Binnensleben ausmachte, er wollte nichts überspringen, denn er zweifelte nicht, daß in alledem seine (Gottes) Liebe war und zunahm. Ja, seine innere Fassung ging so weit, daß er beschloß, das Wichtigste von dem, was er früher nicht hatte leisten können, was einfach nur durchwartet worden war, nachzuziehen. Er dachte vor allem an die Kindheit, sie kam ihm, je ruhiger er sich besann, desto ungetaner vor; alle ihre Erinnerungen hatten das Wagnis von Ahnungen an sich, und daß sie als vergangen galten, machte sie nahezu zukünftig. Dies alles noch einmal und nun wirklich auf sich zu nehmen, war der Grund, weshalb der Entfremdete heimkehrte...“

„Meine ganze Kindheit steht
immer um mich her.
Niemand bin ich allein.
Viele, die vor mir lebten
und fort von mir strebten,
webten,

mehten
 an meinem Sein.
 Und setz ich mich zu dir her
 und sage dir leise: Ich lirt —
 Wer weiß wer
 murmelt es mit.“ (Fr. Ged. 102.)

Noch eine zweite Form „vorläufigen“ Lebens, Daseins im Übergange, in Warten und sehnsüchtig-dunkler, oft geängsteter Bereitschaft zu kommender, noch unverstandener Schicksalsverfüllung hat Rilke meisterhaft ausgedeutet: das Leben der Mädchen.

Mit beispielloser Vertrautheit, Innigkeit und Zartheit spricht er in den „Mädchengestalten“, den „Liedern der Mädchen“ und den „Gebetn der Mädchen zur Maria“ („Frühe Gedichte“) von den seltsamen Stimmungen, den zwielichthaft ahnungsvollen Beglückungen und den wechselnd ungestümen und bangen Rötten der jungfräulichen Lebensspanne zwischen Kind und Weib. Wir finden in diesen Liedern den süßen, betückenden Zauber sich selbst nicht wissenden Erblühens wieder, — die helle, lächelnde Schönheit, den zärtlich-träumerischen Gesang und das leichte, übermütige, unbekümmerte Lachen... Aber auch die jähe Fremdheit, die Ermattung der Unerfülltheit, die scheue Trauer und die verhaltenen Tränen geheimen Grames...

„Ihr Mädchen seid wie die Gärten
 Am Abend im April.
 Frühling auf allen Fahrten,
 Aber noch nirgends ein Ziel.“

Ein im Tiefsten Wissender spricht von den dunkel, ratlos und unruhvoll gefühlten und ertragenen Strömungen des reisenden und gegenstandslos verlangenden Blutes, von den Erschütterungen, Verwirrungen und jäh einbrechenden Angsten vor dem Rätselhaften, vor dem sie, von allem Vertrauten in Stich gelassen und ohne Führung, fliehen möchten, und dem sie dennoch unwiderstehlicher Drang entgegenreibt. —

„Wir sind uns alle Schwesterlich.
 Aber Abende sind, da wir frieren
 und einander langsam verlieren,
 und eine jede möchte ihren
 Freundinnen flüstern: Jetzt fürchtest du dich...

Die Mütter sagen uns nicht, wo wie sind,
 und lassen uns ganz allein...

. (65.)

Die Klage der Mädchen ist die:

„Die Zeit, von der die Mütter sprachen,
 fand nicht zu unsern Schlafgemachen,
 und drin blieb alles glatt und klar.
 Sie sagen uns, daß sie zerbrachen
 in einem sturmgejagten Jahr.
 Wie wissen nicht: Was ist das, Sturm?

Wir wohnen immer tief im Turm
und hören manchmal nur von fern
die Wälder draußen wehn;
und einmal blieb ein fremder Stern
bei uns stehn.

Und wenn wir dann im Garten sind,
so zittern wir, daß es beginnt,
und warten Tag um Tag —
aber nirgends ist ein Wind,
der uns biegen mag.“ (60.)

Eine Schwester aber lebt allen Mädchen, die den Weg zu Ende gegangen ist, an dessen Beginn sie stehen: Maria, allen Weibseins hohe Ur- und Zielgestalt, — Jungfrau, Mutter, Königin.. Ihr, „der Unberührbaren, ist es nicht benommen, daß die leicht Verführbaren traulich zu ihr kommen..“ Sie kommen vor ihr Bild, mit dem Flehen aus begehrendem Blute, „Leid von ihrem Leide“ endlich erfahren zu dürfen, „wund von demselben Wunder“ zu sein, wie sie:

„Nach, daß etwas uns geschieht,
Sieh, wie wir nach Leben beden..“

„Unsere Mütter sind schon müd;
und wenn wir sie ängstlich drängen,
lassen sie die Hände hängen,
und sie glauben fernem Klängen:
O, wir haben auch gebüht!..
.....
und da sehn sie unsre heißen
Hände nicht..“

So bringen sie Ihr das ganze Vertrauen auf sanfte Führung zur Erfüllung dar:

„Du mußt uns milde sein, Marie,
wir blühen aus deinem Blut,
und du allein kannst wissen, wie
so weh die Sehnsucht tut;
Du hast ja dieses Mädchenweh
der Seele selbst erkannt:
sie fühlt sich an wie Weihnachtskneee
und steht doch ganz in Brand..“ (68.)

Und ewig wiederholt sich bei solchem Gebet die mystische Erfahrung in der Verkörperung des Faust: „Mühslich mildert sich die Glut, wie du uns be-
friedest“:

„Du stutest ihnen sanft entgegen,
sie retten sich auf deinen Wegen
in deine Tiefen hin — und sehn,
wie sich die Wünsche leiser legen
und als ein blauer Sommerregen
auf weißen Inseln niedergehn.“ (81.)

So ist Rilke auch der Dichter des Schicksals der Frauen, der Mütter¹⁾, aller Weisen und Wandlungen des weiblichen Lebens überhaupt.

Wer vergißt je den seltsamen und doch so Mancher immer wieder vorbestimmten Liebesweg der „weißen Fürstin“? (Früh. Ged. 106.)

Es sei auch der herrlichen, in ihrer Meisterschaft unerreichten Übertragungen von Lebensdokumenten und Kunstwerken großer Liebender gedacht, die Rilke uns geschenkt hat²⁾: der „Portugiesischen Briefe“ der Marianne Alcoforado, der „Sonette“ der Louise Labé, der „Sonette aus dem Portugiesischen“ der Elisabeth Barrett-Browning und des französischen Sermons „Die Liebe der Magdalena“.

Wer vergäße das dem Manne gebrachte hohe Opfer und das Lächeln der Afestis (N. G. I, 93) oder den tiefen Frauen-Mythos von Eurydike (N. G. I, 89):

„Sie war in sich wie eine hohe Hoffnung
und dachte nicht des Mannes, der voranging,
und nicht des Weges, der ins Leben aufstieg.
Sie war in sich. Und ihr Bestorbensein
erfüllte sie wie Fülle...“

... Sie war in einem neuen Mädchentum
und unberührbar; ihr Geschlecht war zu
wie eine junge Blume gegen Abend,
und ihre Hände waren der Vermählung
so sehr entwöhnt, daß selbst des leichten Gottes
unenendlich leise leitende Berührung
sie kränkte wie zu sehr Vertraulichkeit...
Sie war... schon jenes Mannes Eigentum nicht mehr.“

Und dann ist da von Rilke das trauernd-huldigende, das schwermütig-rühmende „Bildnis“ der Frau³⁾, die in ihrem mit Prüfungen überhäuftem Leben und in ihrer tragischen Kunst den ganzen Schmerz des Weibes bis zum Grunde ermaß: der Eleonore Duse, die die „Perlen des Leids und die feinen Schleier der Duldung“ über die Bühnen der Welt trug:

„Daß von dem verzichtenden Gesichte
keiner ihrer großen Schmerzen fielen,
trägt sie langsam durch die Trauerspiele
ihrer Jüge schönen, weilen Strauß,
mild gebunden und schon beinahe lose;
manchmal fällt, wie eine Tuberose,
ein verlorne Lächeln müd heraus.
Und sie geht gelassen drüber hin,
müde, mit den schönen, blinden Händen,
welche wissen, daß sie es nicht fänden,
und sie sagt Erdichtetes, darin
Schicksal schwankt, gewolltes, irgenbeines,
und sie gibt ihm ihrer Seele Sinn.“

¹⁾ Vgl. die Gedichte über „Mütter“ (Erste Ged. 145 ff.).

²⁾ Erinnert sei auch an die Frauen, von denen R. in den „Aufzeichnungen des M. L. W.“ spricht.

³⁾ Man vgl. auch die ihr geltende Stelle im *Matte*, II, 149 ff.

daß es ausbricht wie ein Ungemeines:
 wie das Schreien eines Steines —
 und sie läßt mit hochgehobnem Kinn
 alle diese Worte wieder fallen,
 ohne bleibend: denn nicht eins von allen
 ist der wehen Wirklichkeit gemäß,
 ihrem einzigen Eigentum,
 das sie wie ein fußloses Gefäß
 halten muß, hoch über ihren Ruhm
 und den Gang der Abende hinaus.“ (R. G. II, 69.)

Die Kreise aber der Erfahrungen und ihrer großen Wandlung ins Gebild reichen bei Rilke noch ungemessen weiter.

Er gab sich hin an das Leben, wo es in gewaltigem Bogen aufsteigt, hinanstrebend und hineinreichend in das „Unsichtbare“..., an das Leben, wo es reich ist an Macht, an Glanz und an immerwährendem Wert: an die königlichen, die gebietenden, die ewigen Gestalten und Werke der Zeiten.

An das Feierliche, das Erlebene, an das Kostbare und Ragende hat er sich verschwendet: an die Kathedralen, die Paläste und die Herrscher der Welt, — an die Bildungen großer Plastik und an die schöpferischen und führenden Menschen hohen Stils¹⁾.

Und er, „einer der bleibenden Voten,
 der noch weit in die Lüften der Toten
 Schalen mit rühmlichen Früchten hält...“ (Orph. 13.)

gab ihnen mit seinem rühmenden Wort zu ihrer eigenen noch eine weitere Form der Unsterblichkeit.

Archaischer Torso Apollos.

„Wie kannten nicht sein unerhörtes Haupt,
 darin die Augenäpfel reiften. Aber
 sein Torso glüht noch wie ein Kandelaber,
 in dem sein Schauen, nur zurückgeschraubt,
 sich hält und glänzt. Sonst könnte nicht der Bug
 der Brust dich blenden, und im leisen Drehen
 der Lenden könnte nicht ein Lächeln gehen
 zu jener Mitte, die die Zeugung trug.“

Sonst stünde dieser Stein entstellt und kurz
 unter der Schulter durchsichtigem Sturz
 und stümmerte nicht so wie Raubtierfelle
 und brähe nicht aus allen seinen Rändern
 aus wie ein Stern: denn da ist keine Stelle,
 die dich nicht sieht. Du mußt dein Leben ändern.“ (R. G. II, 1.)

Von Robin zeugen zwei Schriften²⁾ — Kundgebungen einer außerordentlichen, seltensten Liebe — in einer Prosa, die ohnegleichen ist.

¹⁾ Vgl. seine Gedichte über die großen Gestalten des Alten Testaments.

²⁾ R. R. Rilke „Auguste Robin“, Leipzig, Insel-Verlag.

Für Michelangelo, dem schon die 8. in den „Geschichten vom Lieben Gott“ gilt, „Von einem, der die Steine belauschte“, hat das „Stundenbuch“ ebenbürtige, monumentale Verse:

„Das waren Tage Michelangelos,
von denen ich in fremden Büchern las.
Das war der Mann, der über einem Maß,
gigantengroß,
die Unermesslichkeit vergaß.
Das war der Mann, der immer wiederkehrt,
wenn eine Zeit noch einmal ihren Wert,
da sie sich enden will, zusammenfaßt.
Da hebt noch einer ihre ganze Last
und wirft sie in den Abgrund seiner Brust.
Die vor ihm hatten Leid und Lust;
er aber fühlt nur noch des Lebens Masse,
und daß er alles wie ein Ding umfasse, —
nur Gott bleibt über seinem Willen weit:
da liebt er ihn mit seinem heißen Haß
für diese Unerreichbarkeit.“ —

In weitfassende Bilder hat Rilke das Geheimnis großer, einsamer Ebenen¹⁾ gebannt. Das eigentümliche Wesen naher und fremder Landschaft hat er sichtbar gemacht und seine gestaltende Kraft in der Formung intensiver Wesenseindrücke von Städten und von großen und kleinen Gegenständen in ihnen: Plätzen, Häusern, Straßen, Interieurs bewährt.

„Im dunklen Dichter wiederholt sich still
Ein jedes Ding: ein Stern, ein Haus, ein Wald.“

Es lebt in seinem Werk die ewige Gegenwart der Wiesen, der Wälder und der Gärten und die Vergangenheit alter Parke²⁾ heroischer oder idyllischer Kultur.

Römische Fontäne (Vorghese)³⁾.

„Zwei Becken, eins das andre übersteigend
aus einem alten, runden Marmorrand,
und aus dem oberen Wasser leis sich neigend
zum Wasser, welches unten wartend stand,

dem leise redenden entgegenschweigend
und heimlich, gleichsam in der hohlen Hand
ihm Himmel hinter Grün und Dunkel zeigend
wie einen unbekanntem Gegenstand;

sich selber ruhig in der schönen Schale
verbreitend ohne Heimweh, Kreis aus Kreis,
nur manchmal träumerisch und tropfenweis

¹⁾ Vgl. auch die Schrift über „Worpewede“ (1903) und die Schilderung russischem Lande im StB.

²⁾ Vgl. die Gedichtfolge „Die Parke“ I—VII, N. G. II, 62—68.

³⁾ Vgl. hierzu E. F. Meyers Gedicht „Der römische Brunnen“ über denselben Gegenstand!

sich niederlassend an den Noosbehängen
zum letzten Spiegel, der sein Becken leis
von unten lächeln macht mit Übergängen.“ (N. G. I, 71.)

Die Gefänge des Sturmes¹⁾ jingen in ihm und

„Uraltes Wehn vom Meer,
Meerwind bei Nacht:
du kommst zu keinem her;
wenn einer wacht,
so muß er sehn, wie er
dich übersteht:
uraltes Wehn vom Meer,
welches weht
nur wie für Urgestein,
lauter Raum reißend
von weit herein...“ (N. G. II, 59.)

Wir erleben mit ihm: „in dem Abendschweigen ist ein einstiger Opfer-
brauch...“; Er machte uns wissend um Nacht²⁾ und Traum, — wissend
vor allem um die Begnadungen, Bitternisse und Bangigkeiten eines in der
siebenfachen Einsamkeit³⁾ Erfahrenen. Wir verlieren uns mit ihm an die
Entferntheit von der Welt⁴⁾ und an das empfangens-fruchtbare Versinken
in eigene Vergangenheit und Erinnerung, in den inneren Abgrund und das
dunkle Erbgut, mit dem Vorzeit und Vorfahren uns schicksalhaft beladen⁵⁾.

„Und du wartest, erwartest das Eine,
das dein Leben unendlich vermehrt;
das Mächtige, Ungemeine,
das Erwachen der Steine,
Tiefen, dir zugelehrt.“

Es dämmern im Bächerländer
die Wände in Gold und Braun;
und du denkst an durchfahrene Länder,
an Bilder, an die Gewänder
wieder verlorener Frau.

Und da weißt du auf einmal: Das war es.
Du erhebst dich und vor dir steht
eines vergangenen Jahres
Angst und Gestalt und Gebet.“ (B. d. B. 43.)

Er war es auch, der, immer wieder heraustretend aus der Stille der Samm-
lung und Bereitung, sich immer von neuem gegen die Welt, gegen lebens-
digste Wirklichkeit hin öffnend, das Lebensgeheimnis der Wesen aufschloß,

¹⁾ „Sturmnacht“ (B. d. B. 55) und „Aus einer Sturmnacht“. 8 Blätter. (B. d. B. 157/165.)

²⁾ Vgl. die Gedichte im B. d. B. „Menschen bei Nacht“ (33); „Am Rande der Nacht“ (46); „Gebet“ (47).

³⁾ Vgl. meine oben genannte Schrift über das StB. Seite 17 ff.

⁴⁾ Vgl. auch „Der Lesende“ (B. d. B. 149); „Der Schauende“ (153).

⁵⁾ Vgl. hierzu die Gedichte „Der Letzte“ (B. d. B. 38); „Selbstbildnis a. d. Jahre 1906“. (N. G. I, 62) „Der Sänger singt vor einem Fürstentind“ (B. d. B. 113), die Novelle „Die Letzten“ u. die „Weise von Liebe und Tod des Cornett“.

die kurze, technische Verständigkeit als „tot“ bezeichnet und gebraucht: das Lebensgeheimnis der Dinge und ihren Rang und Sinn in der großen Ordnung der Schöpfung.

„Meine Seele, sei weit, sei weit,
daß dir das Leben gelinge,
breite dich wie ein Feierkleid
über die sinnenden Dinge..“

„Ich will die Dinge so wie keiner lieben..“

Wie sehr er sie geliebt und verstanden hat, bekundet sich vielfältig durch sein ganzes Werk, insbesondere im ersten Robin-Vortrag¹⁾ und in den „Aufzeichnungen“²⁾. Das „Stundenbuch“³⁾ ist auch das Evangelium der Dinge, über die Gott, „der Dinge tiefer Inbegriff“, „wie eine Welle geht“ ...

Davon weiß man, wo man überhaupt von Rilke spricht. Weniger von dem, was er von den Blumen, den Früchten, den Tieren wußte. Kennt man (so, wie man den „Cornet“ kennt): „Das Roseninnere“, die Sonette von den Blumen im „Orpheus“ und das außerordentlichste Gedicht: „Die Rosenschale“ (N. G. I, 100)?

Weiß man von dem bedeutsamen Gedicht, das dem lebendigen, dem königlichen Wesen in der Gefangenschaft gilt?

Der Panther.

Sein Blick ist vom Vorübergehn der Stäbe
so müd geworden, daß er nichts mehr hält.
Ihm ist, als ob es tausend Stäbe gäbe
und hinter tausend Stäben keine Welt.

Der weiche Gang geschmeidig starker Schritte,
der sich im allerkleinsten Kreise dreht,
ist wie ein Tanz von Kraft um eine Mitte
in der betäubt ein großer Wille steht.

Nur manchmal schiebt der Vorhang der Pupille
sich lautlos auf —. Dann geht ein Bild hinein,
geht durch der Glieder angespannte Stille —
und hört im Herzen auf zu sein. (N. G. I, 37.)

So gab er Liebe, Mitgefühl und Leiden an alles gefangene Leben aus. Auch dort, gerade dort, wo es an sich klein und schwach, oder wo es gedrückt, vom Schicksal oder von sozialer Übermacht zerbrochen ist: an die Ausgeschlossenen und Gedemütigten, an die vom Fluch der großen Städte Betroffenen —, an die Armen und Kranken, die Blinden⁴⁾ und die Irren...

¹⁾ Rilke, „Robin“ S. 78 ff.

²⁾ Rilke, Aufs. d. N. L. Br. II, S. 67 ff. und 74 ff. u. a.

³⁾ Über den Rang der „Dinge“ in Rilkes religiös gegründetem Weltbilde vgl. mein Schrift S. 31 ff.

⁴⁾ Vgl. „Die Blinde“, B. d. B. 169. — Blindheit ehrt und versteht R. als eine besonders vollkommene Form der Weltüberwindung und der vertieften Innerlichkeit. Ihr, wie der echten Armut, dem Dasein der Tiere und der Dinge ist auch ein besonders inniger, unentstellter und naher Bezug zum Göttlichen eigen.

Ihnen gehören die Gedichte „Die Stimmen“¹⁾ und das Buch von der Armut und vom Tode im „Stundenbuch“. —

— Ein Pilgerzug durch Menschen und Zeiten, Länder und Lebensformen, lang und mit Prüfungen und Heimsuchungen beladen. Ein Weg, auf dem ihm alles zustieß und nichts erspart blieb:

„Er kannte Angste, deren Eingang schon
wie Sterben war und nicht zu überleben.
Sein Herz erlernte, langsam durchzugehen;
er zog es groß wie einen Sohn.

Und namenlose Nöte kannte er,
finster und ohne Morgen wie Verschläge;
und seine Seele gab er folgsam her...

... und blieb
allein zurück an einem solchen Ort,
wo das Alleinsein alles übertrieb..

Aber dafür, nach Zeit und Zeit, erfuhr
er auch das Glück, sich in die eignen Hände,
damit er eine Zärtlichkeit empfände,
zu legen wie die ganze Kreatur.“ (N. S. II, 40.)

Ein Weg, auf dem er die echte Weise der Liebe und des Todes erlernte, der „besiglosen“ Liebe und des „eigenen“ Todes; und auf dem er, früh beginnend, die Tradition der Jahrhunderte in ihrem echten Gut bewahrend, die Mysterien eines hohen Christentums bestand, denen er eine höchstpersönliche Form des Gott-Erlebens und des religiösen Weltverhältnisses abgewann²⁾.

Seit Jahrhunderten in der Seelengeschichte der Menschheit das erste und einzige religiöse Ereignis großen Stils und weiter Wirkung! —

In allen Vereinzlungen seiner inneren Erlebnisse —, in allen tausendfältigen Sonderungen, in der ganzen Mannigfaltigkeit der Individualitäten, denen er in Natur und menschlicher Gemeinschaft, in der Kunst und in der Geschichte begegnete —, in der ganzen Fülle der Gebilde, die er schuf, lebte ein einziger Urgrund, der alles trug und hielt, der alles miteinander geheimnisvoll-verwandt machte und zu einer unendlichen Ganzheit zusammenschloß: Gott.

Rilkes Leben und Schaffen war ein „Kreisen in wachsendem Ringen“ um die göttliche Ur-Einheit im All —, die, rätselhaft antinomisch, immanent und transzendent zugleich, in Jedem (sei es ein Sinnlich-weltliches oder ein Geistiges, ein Substanzielles oder ein Gesehenes, ein Sein oder eine Lat) inne war, hinter Jedem verborgen und unerreichbar blieb und sich dennoch in Jedem, und in Jedem anders, andeutete und hinhielt.

Und daß er es entschlossen auf sich nahm, „dienend sich im Irdischen zu üben“, sich der — in anbetracht seiner ungewöhnlichen Natur gesteigerten Passion weltlichen Schicksals zu unterwerfen und sie mit großer Leistung zu

¹⁾ B. d. B. 133—142.

²⁾ „Das Marienleben“; „Das Stundenbuch“ und zahlreiche Gedichte.

überwinden, geschah aus innerstem Antrieb zu dem Ziel: den letzten Ring zu vollbringen und Gott, der nur „mit der Lat erfaßt“ wird, ganz zu erobern —

II.

„Errichtet keinen Denkstein. Laßt die Rose
nur jedes Jahr zu seinen Gunsten blühn.“ (Orpheus.)

Dies ist nun vollbracht — und der Weg seiner Mühe und seines Schaffens ist beschlossen.

Wir, die wir diesen maßlos Erfüllten und Erfüllenden, diesen Vergreuder des Herzens geliebt haben —, wir, denen die für uns echten Bedeutsamkeiten und die eigentlichen Entscheidungen des inneren Lebens von seinem Wesen, seiner Daseinsdeutung, seinem Werk her bestimmt wurden, nahmen es eine zeitlang als das Recht unseres hart getroffenen Schicksals, uns ohne Widerstand und Wille zur Bewältigung der Trauer und der Klage zu überlassen. Allein geblieben, gaben wir dem dunklen Triebe: „irre zu gehen“, nach, — diesem Triebe, der in den Stunden der Heimsuchung die stärkste Gefährdung ist. Wir wagten sogar den Frevel, die Weise dieses leidensvollen Sterbens mißzuverstehen, uns gegen gerade solchen Ausgang zu empören, da er uns unangemessen und sinnlos, der Weise des Lebens widersprechend, nur ein blinder und grausamer Zufall schien...

Dies aber war, wie ruhige Besinnung begreifen muß, Verblendung und Lässerung. Es war, im Augenblicke, da Bewährung gefordert wurde, das Versagen aus der ganzen Schwäche der „falschen“, von ihm selbst verworfenen Liebe. Die trübe Liebe aus dem Hange zum Besitze wird schuldig, wenn sie entsagen soll. Wer im Hingeben und im Lassen-Müssen nichts anderes erlebt und nichts anderes anerkennt, als daß er selber ärmer wird, der ist vor der höchsten seelischen Forderung unterlegen und geht ins Nichts, wie und wohin auch immer er weitergeht.

¹⁾ Ich meine dies — selbstverständlich — nur „im Namen“ deren, die sich innerer Verwandtschaft der seelischen Struktur gemäß, in ihm irgendwie wiedererkennen, — denen er die vollkommenste und vorbildliche Darstellung eigener Wesensart ist. Und ich wende mich gegen alle, die es nicht lassen können, eine Persönlichkeit mit anderen zu vergleichen —, meist zu dem Ziel, die eine gegen die andere auszuspielen. Jede Individualität ist eine Ganzheit, die Welt und Leben in ihrer Totalität ergreift, allerdings jede nach den besonders verteilten Kategorien ihrer spezifischen Organisation. Daraus ergeben sich große Verschiedenheiten der Lebensrichtungen und der Wertakzente; aber, obwohl sie gegeneinander gehalten jeweils „anders“ sind, ist eine jede ein vollgültiger und einheitlicher Typus des Mensch-Seins. Und wenn Rilkes Weltverhältnis und Weltdienst, seine künstlerisch-ethische Mission, anders gegründet und gerichtet waren als die von Stefan George etwa, oder Goethes, wenn Nilles persönliche Passion, Not und Kampf der Seele, ganz anders war als die Richard Dehmels, wenn Nilles Kunstleistung so weit getrennt ist von der Thomas Manns, so bedeutet Vorrang und Übergewicht des einen in der ihm gemäßen Sphäre für die anderen nicht Mangel und Minderwertigkeit. Jeder spricht die ganze Welt in seiner Tonart aus. Und solange die Menschen charakterologisch verschieden sein werden, ist es für jeden von uns nur wichtig, in welcher groß gelungenen Form der Menschlichkeit er das Leit- und Zielbild seiner selbst finden kann.

„Nicht ist die Liebe gelehrt...“
 „Wer vermag denn zu lieben? Wer kann es? —
 Noch keiner!...“

Prüfung ist in jedem Abschied; und Klage ist würdig. Unwürdig aber ist: die Wendung nicht zu finden, die sich von uns selber fort ausschließlich auf den richtet, dem der Abschied gilt. Und:

„nur im Raum der Rührung
 darf die Klage gehn.“ (Orpheus.)

Es ist nötig, die Bestimmung so tief wie möglich zu führen, und diesen Hinübergang als ein Sinnvolles und als Förderung zu verstehen, wenn man sich zum Wesen eines Menschen bekennt, der das Phänomen des Todes voll erfaßt hat und vor den Früheentrückten sagte: „Schließlich brauchen sie uns nicht mehr... Aber wir, die so große Geheimnisse brauchen, denen aus Trauer so oft seliger Fortschritt entspringt, —: Könnten wir sein ohne sie?“

Dieser Tod fiel ihm nicht als ein Fremdes zu und als ein Feindliches an. Er war sein Eigentum von Anbeginn her. Er ist nicht widersinnig; er ist zugehörig, der Form dieser Lebendigkeit mitgegeben und entsprechend. Er ist der „große“ Tod „von guter Arbeit, vertieft, jener eigne Tod“, der sich aus und mit dem Leben entfaltete, „darin er Liebe hatte, Sinn und Not...“

Leben und Sterben standen bei ihm unter dem Gesetz. Beide unter einem und demselben; und einem höchst individuellen, absolut einmaligen Bildungsgesetz, das einen großartigen, schwer zu leistenden Sonderfall bedeutenden Menschentums emporzwang. Von innen her unwiderstehlich formend, führend und nötigend, ließ es ihm in Werden und Tun keine Wahl, — bewahrte ihn aber auch vor dem Preisgegebensein an das Unge-
 mähre. — Das „große Leitende“ dieser bevorzugten Natur legte ihm die ganze Welt als ungeheure Aufgabe auf. Es machte ihn offen, anrührbar, empfindlich für Alles. Keinem noch so leisen Anhauch und Anspruch vermochte er zu entgehen. Jede „Lür in ihm gab nach“. Seine Grundhaltung zu jedem Sein, das ihm begegnete, war:

„Ich empfangе dich, ich bin die Schale,
 die dich faßt und hält und nichts vergießt.“ (Fr. Ged. 96.)

Er war ein stets Überfallener und stets Berührter. Und das heißt ein stets Gefährdeter, ein „unendlich Gewagter“ sein. Denn alles, was in uns ein-
 geht, besetzt für immer einen Teil unserer Kraft.

Mit dem bloßen Hinnehmen aber war es für ihn durchaus nicht getan. Was er von außen erhielt, war noch längst nicht das Eigentliche; es war nur erst die Vorbedingung, der Anlaß dazu. Das Eigentliche mußte erst von ihm selbst geleistet werden. Es findet sich nicht in dem, was um uns ist und kann uns nicht von Anderen herkommen. Es wird erst und nur durch eigene, innere, innerlich verbleibende Anstrengung.



Man muß begreifen: Es ist so,

„daß wir nicht sehr verlässlich zu Haus sind
in der gedeuteten Welt.“ (Eleg. 7.)

So viel sie uns auch bietet, — niemals ist dies mehr als die Oberfläche. Und so sehr und so sehnsuchtsvoll wir uns auch hinneigen zu ihr: unauffhebbar bleibt die Spanne zwischen dem Ich und dem Anderen, — bleiben Trennung und Fremdheit und das Sichverhalten voreinander. Wir erfahren:

„Dieses heißt Schicksal: gegenüber sein
und nichts als das und immer gegenüber...
... Hier ist alles Abstand...“ (Eleg. 31.)

Und weiterhin: was auch immer wir nach außen gerichtet tun, es ist für sich selbst genommen auch nicht mehr als ein Vordergründliches, hinter dem das ihm zugehörige Wesentliche verborgen verharrt, — wenn es nicht innerer Bemühung gelingt, es mühsam zu erschließen. Oder es ist ein Vorwand, der das Eigentliche verleugnen oder entstellen will, — gelungenes oder schlechtes Schauspiel¹⁾.

„Noch ist die Welt voll Rollen, die wir spielen...“

Und dann ist noch die erschütterndste Erfahrung über das Wesen des Lebens zu machen, die Erfahrung, „daß man nirgends bleibt“,

„daß wir, was wir auch immer tun, in jener Haltung sind
von einem, welcher fortgeht...
... so leben wir und nehmen immer Abschied.“ (Eleg. 32.)

Zweifach ist dieses unvermeidliche, jeder einzelne Begegnung neuauferlegte Lassen-müssen gegründet: weil man nicht Halt machen, und weil man nicht halten kann.

Zu keiner Zeit im irdischen Ablauf ist man selbst ein Ganzes, ein Vollendetes, das in Zukunft keines Weiteren mehr bedarf, das der Angewiesenheit auf Wechsel, Neuheit, Ergänzung enthoben ist. Das Verweilen bei sich selbst und bei den eingegangenen Bindungen wäre erst möglich, wenn man seine eigene Endgültigkeit erreicht hätte. Diese aber läßt sich nicht an irgend einem Punkte der Existenz im Hiesigen gewinnen. Sie ist der Selbstbestimmung, dem Entschluß, der Wahl entrückt; sie vollzieht sich erst im Augenblick des Übertritts in die transzendente Daseinsform. Bis dahin sind wir allezeit auf dem Wege, — Wandernde und Sich-Wandelnde, mit immerwährend wechselnden Bezogenheiten, mit unserem der Welt zugehörenden Teil ganz ins Vergängliche gestellt. Und was das Gestern uns zufallen ließ, haben wir heute bereits überholt und überstanden; und wir greifen morgen nach einem Anderen, weil wir, sofern und solange wir Werdende sind, niemals Genüge finden können.

¹⁾ Vgl. Malte II, 145.

Und dann, — was wird uns denn, wenn wir unsere Stellung in der Welt recht verstehen, im gewohnten Sinne des Wortes, im Sinne des „Eigentums“, eigentlich gegeben von dem, was sein autonomes Dasein außerhalb der Grenzen unserer Person hat?

Nichts.

Alles wird uns nur höchstens geliehen, — wenn es sich uns nicht gänzlich verweigert. Es hält sich eine kurze Spanne Zeit bei uns auf; es hält uns eine Weile aus. Dann entgleitet es, wenn vielleicht auch nicht immer dem räumlichen Beieinander, so doch der seelischen Einstimmigkeit, — eigenem Lebensgesetze gehorsam. Alles, was außer uns ist, ist nur Eigentum seiner selbst. Man besitzt es nicht; man beheimatet sich nicht in ihm; es gehört einem vielleicht einmal an, aber es gehört einem nicht. Es gibt nur Begegnungen, — kurzes Nahe-Sein, — Abschiede... Das Wort „mein“, bezogen auf das, was unserer Person transzendent ist und wesenhaft immer jenseits unser verharren muß, ist ein Wahn oder eine Vermessenheit. „Mein“ ist nur das Eine: was in meiner Seele lebt, was sich in ihr auf Grund der Begegnungen mit anderen ereignet. „Mein“ ist nur „Inneres“.

Angeichts dessen, — wie bewältigt man die Aufgabe, Mensch zu sein? Wie besteht man das, was man doch eben leisten muß: auf alles in der Welt hingewiesen und angewiesen zu sein, die Neigung und die Sehnsucht zu allem zu haben, und doch im Letzten stets abseits, einsam, verschlossen und vor Verschlossenem zu stehen? Zugleich gebunden und losgelöst, im Endlichen befangen und in ihm nicht vollendbar zu sein?

„Wohnen im Gewoge
und keine Heimat haben in der Zeit...“?

Trotz diesem heißt es:

„Hiersein ist viel.“

Für Rilke ist die Erde mit ihren Forderungen an den Lebendigen immer „im Recht“; und er bezeugt:

„Namenlos bin ich zu dir entschlossen.“

Er konnte es sein. Denn er wußte den Ausweg aus den Vordergründen. Er kannte den geheimen Willen der Erde, den zu vollziehen er auf sich nehmen mußte, um ein Geretteter, ein Gelungener des Lebens und ein Meister der Gefährdungen zu sein, mit denen die ewige innerweltliche Ambivalenz des Anziehens und des Widerstandes jedes Gemüt bedroht.

„Erde, ist es nicht dies, was du willst: unsichtbar in uns stehen?...“

... Was, wenn Verwandlung nicht, ist dein drängender Auftrag?“ (Eleg. 35.)

„Wolle die Wandlung.“ Das ist das Gebot. Es hat einen mehrfachen Sinn. Die Wandlungen, die sich geschäftig vollziehen, in die wir hineingestellt sind, so lange unser Aufenthalt hier dauert, nicht nur zu erdulden, sondern ihren eigentlichen Sinn im Wesen und in der Wirkensordnung des Irdischen zu verstehen und ihn anerkennend auf sich zu nehmen. Das ist das Eine.

Das andere aber ist: Wandlungen zu leisten.

Um das Außen und seine „Abstände“ zu bezwingen, um die Einigung des Ich und der Welt zu erreichen, gibt es den einen Weg: Alles, was in den Umkreis weltverhafteten, sinnlichen Erfassens tritt, in ein seelisches Ereignis umzusetzen, es in uns hineinzunehmen und zu einem Teile unseres Selbst zu machen; es in eine andere Weise der Existenz, in seelisches Sein zu überführen: Wandlung eines jeden Außen in ein immanentes Glied des Inneren; — Einverseelung.

Die Spannung zwischen dem Ich und dem fremden, unerreichbaren Du jenseits unserer wird aufgehoben und in die Verbundenheit des Ich mit einem inneren, eingehörigen Du verwandelt. Das bedeutet tatsächlich Überwindung der Ferne, des Gegenüber-seins; es bedeutet Aneignung, Eineignung der Welt, und ist der Übergang zu wahren, unverlierbarem Besitz. (Wie man etwa ein Gedicht erst „besitzt“, wenn man es „auswendig“, d. h. inwendig weiß und in innerer Zwiesprache jederzeit mit ihm umgehen kann.)

„Die ganze Welt in eine Handvoll Inneres zu verwandeln“, das ist nicht zu übermächtigende Herrschaft über sie. Im allmählichen Fortschreiten dieser Umordnung, im stetigen Wachsen der inneren Fülle mindert sich gleichmäßig die Abhängigkeit von Außen. Es wird dessen immer weniger, was noch gewonnen werden muß. Bis man endlich in sich ein „Versammelter“ von allem Sein ist, der die Einsamkeit seiner Reise, die Entrücktheit gegenüber den Anderen nicht mehr ertragen muß, sondern ertragen kann. Der, „überhäuft mit sich“, vielmehr das Gegenteil nicht mehr ertrüge, da ihn nichts mehr vermehren kann und da ihn die Stimmen und Gesichte seines eigenen Reichtums gänzlich hinnehmen.

„Nah ist nur Inneres... Alles andere fern...“
 „Nirgend... wird Welt sein, als innen. Unser
 Leben geht hin mit Verwandlung. Und immer geringer
 schwindet das Außen.“ (Eleg. 27.)
 „Man entwöhnt sich des Irdischen sanft.“

— Die Lebensforderung an den Künstler umfaßt noch einen weiteren Bezirk produktiver Wandlung. Nicht nur eine, sondern zwei magische Neuschöpfungen der Welt innerhalb anderer Dimensionen hat er zu leisten: erstens die Transponierung des Gegenständlichen in die Seinsweise des immanenten seelischen Besitzes; Wandlung des äußeren, realen Kosmos in eine innere, psychisch-ideelle Totalität; und zweitens: ihre Wiederheraushebung in ein zugänglich-Außeres; die Überführung dieses Seelengehaltes in eine neue, eigenrechtliche Form objektiver Existenz, — Wandlung in die sinnensällige Gestalt des Kunstwerks. — — Dem, der solches auf sich nimmt und vollbringt, stehen die Gesamtbezüge menschlichen Bewußtseins unter neuen Wertakzenten. Ihm ist auch das gefeghaft auferlegte Sich-wandeln nicht mehr ein bloßes Anders-werden, ein bloßer Wechsel, reiner Austausch des Einen mit einem Anderen. Es ist ein Mehr-werden, ein Steigen von Stufe zu Stufe. Die Veränderlichkeit und Vergänglichkeit sind ihrer Bitternis beraubt; sie er-

halten den auszeichnenden Rang notwendiger Bedingungen zur Erreichung höheren Wertgehalts. Jeder Schritt nach oben ist nur möglich, wenn man den schon gewonnenen Standort hinter sich läßt, überwindet. Das Überschrittene aber behält seinen Sinn als unerläßliche Vorstufe, ohne welche der Schritt ins Weitere nicht zu leisten ist, und deren Gewinn man für alle Zeit in sich aufgehoben weiterträgt.

Auch der Abschied steht in einem neuen Licht. Er ist kein radikales Sich-zurückwenden, kein Strindberg'sches „Ausstreichen-weitergehen“, —; er ist auch nicht Verrat und Verleugnung. Die inneren Ereignisse, die auf Grund der Begegnungen geschahen, sind unvergänglicher, lebendiger Besitz der Seele geworden; sie sind einbezogen in den innersten Kernpunkt des eigenen Wesens und überstrahlen das ganze fernere Dasein mit einer Macht von eben dem Grade, in dem sie sich als seelische Bereicherungen bewährt hatten. —

Das Lassen geschieht im schuldigen Gehorsam gegen das Gebot des Mehr-werdens; es geschieht unter der Verpflichtung und der Rechtfertigung eines ethischen Sollens an dem, der nicht mehr Anlaß bieten kann zu weiterer Steigerung und Füllung¹⁾. Aber es geschieht dankbar und bewahrend... und mit dem „Gewicht und der Sorge einer großen Schwermut“. —

— Aus und mit dem Fortschreiten eines so gerichteten Lebensdienstes vollzog sich langsam, unaufhaltbar und notwendig auch das Sterben.

Das Wachstum seelischer Fülle, die Zunahme an Macht des innen schwingenden Weltgeföhls und die Selbstverausgabung an das Werk nährten sich aus den geheimsten Tiefen des Blutes. Im entsprechenden Maße, wie dieser außerordentliche Mensch intensiver und umfanglicher an Seele wurde, wurde er weniger an Leib. Je mehr er im wachsenden Werk an objektivem Dasein gewann, je mehr er sich seiner Vollendung im Unsichtbaren näherte, desto schwindender wurde die Fähigkeit, sich im Sichtbaren zu erhalten. Er mußte das steigende Hineinreichen ins Transzendente mit dem allmählichen Sich-verlieren seines Konkreten, mit dem Ausbrauchen und Erlöschen seines sinnlichen Seins begleichen:

1) „Denn das ist Schuld, wenn irgendeines Schuld ist:
die Freiheit eines Lieben nicht vermehren
um alle Freiheit, die man in sich aufbringt.
Wir haben, wo wir lieben, ja nur dies:
einander lassen...“ (Requiem 15.)
... „Dies war dein:
daß jedes Liebe wieder von dir abfiel,
daß du im Sehndwerden den Verzicht
erkannt hast...“ (Requ. 24.)
... „Sollen nicht endlich uns diese ältesten Schmerzen
fruchtbarer werden? Ist es nicht Zeit, daß wir Liebend
uns vom Geliebten befreien und es lebend bestehen:
wie der Pfeil die Sehne besteht, um gesammelt im Absprung
mehr zu sein als er selbst. Denn Bleiben ist nirgends.“ (Eleg. 8.)

Hierzu auch die letzten Kapitel des „Malte“.

„Denn wir, wo wir fühlen, verflüchtigen;
 ach, wir atmen uns aus und dahin.“ (Eleg. 11.)

Er lebte sich auf zugunsten des Übersinnlichen. Er wandelte nicht nur das fremde Außen, sondern auch das, was an ihm selber dem Außen verhaftet war: seine vitale Substanz und Energie, sein eigenes körperhaft „Wirklisches“ in Inneres und Überwirkliches um. Er „hob sein Blut hinauf in sein Werk“.

„Dieses Herz, das unendlich den Göttern gehörige,
 wann vergewaltigt's der Demiurg?“ (Orph. 61.)

Es geschah in dem Augenblicke, da er das Äußerste an Innerlichkeit erreichte, da die Totalerfülltheit der Seele definitiv und das Unsichtbare Reich in ihm vollkommen geworden war; in dem Augenblicke, als es ein Mehr an innerem Sein für ihn nicht mehr gab. Da waren auch Baustoff und Triebkraft des Organischen vollständig ausgeschöpft. Genau an dem Gipfelpunkt psychischer Existenz wurden ihm — das war der Preis — auch ein Mehr an Leben, an Dasein im Hiesigen, und folgend daraus, ein Mehr an Schaffen verwehrt. Die letzten Bindungen im irdischen Teil seines Wesens lösten sich auf und gaben sein Übersinnliches für den völligen Eingang in das Jenseitige frei.

„Alles Vollendete fällt
 heim zum Uralten.“ (Orph. 25.)

Das große Gesetz des Gleichgewichts vollzog sich an ihm unerbittlich, aber doch mit einer großartigen Gerechtigkeit und mit einer letzten Huld. Es gewährte ihm alles, was einer Seele im Diesseitigen zu gewinnen möglich ist, und es nahm ihm, was es nehmen mußte, abschließend erst dann, als es seinen Dienst ganz geleistet¹⁾ und also gleichgültig geworden war:

„Wir alle fallen —
 Und doch ist Einer, welcher dieses Fallen
 unendlich sanft in seinen Händen hält.“

¹⁾ Um Vollendung im Sein handelt es sich. Von Vollendung des schöpferischen Tuns kann in demselben Sinne des non plus ultra niemals gesprochen werden. Jedes Schaffen, selbst ein solches, das nur in sich Vollendetes hervorbringt, ist als Ganzes gesehen ein Unvollendbares; es hat zu jeder Zeit noch ein Unendliches vor sich. Vom Sachlichen her, an dem Entfaltungsgesetze der Leistungen selbst gemessen, gibt es immer noch ein Mehr an Möglichkeiten; es gibt keinen ideellen endgültigen Zielpunkt, kein Definitivum, das man erreichen müßte oder könnte. Nach seiner immanenten Norm ist jedes Schaffen unabgeschlossen und treibt immer neue Ansätze aus sich heraus. Bis ihm vom Realen her ein Schluß gesetzt wird. Jedes Schaffen bricht ab; es wird geendet. Und jede menschliche Schöpfung ist, beurteilt nach ihrer immanenten Idee, ein Fragment, — obwohl sie, nach anderen Kategorien gesehen, — zugleich eine geschlossene Einheit ist.

Vollendung heißt hier im dynamischen Sinne nichts anderes als slichte Endung eines Schaffensprozesses; nicht Gewinn einer Stufe, für die es ideell ein Mehr nicht mehr gibt. Und im statisch-axiologischen Sinne kommt Vollendung einer Schöpfung zu, deren abgeschlossene Einzelleistungen jede für sich auf jener Höhe stehen, die wertmäßig ein Darüber-hinaus nicht mehr über sich hat; einer Schöpfung also, die ein Inbegriff von Vollkommenheiten ist. Das aber ist Rilkes Wert.

Noch einmal, ein letztes, endgültiges, vollendendes Mal geschieht eine Wandlung. Nicht mehr die eines Außen, weder eines fremden noch eines eigenen, in ein Innen. Sondern die eines Innen, erworben und bewahrt im fließig-Zeitlichen, hinüber in das große Zeitlos-Innerste eines für uns unerreichbaren, unsagbaren Bezirks. — Er selbst hat diesen Übergang die „letzte Geburt“ und seinen „Fortschritt“ genannt.

„Das Leben ist nicht das Ganze.
Leben ist nur ein Teil... Wovon?
Leben ist nur ein Ton... Worin?
Leben hat Sinn nur verbunden mit vielen
Kreisen des weithin wachsenden Raumes, —
Leben ist so nur der Traum eines Traumes,
aber Wachsein ist anderswo.
So ließeß du's los.
Groß ließeß du's los.“ (B. d. B. 179—180.)

So hat er das Geheimnis des hohen und wahren Todes, der in allmählichem und fruchtbarem Werden von innen her, aus der innigsten Mitte und schöpferischen Tiefe des Lebens und dessen individuellem Gesetze folgend, — der aus der „Wurzel Gott im Menschen“ wächst und reift, das Geheimnis, das er erschaut und enthüllt hatte, an sich selbst vollendet.

„Jetzt weißt du das andre, das uns verflößt,
so oft wir's im Dunkel erfäßt;
von dem, was du sehnstest, bist du erlöst
zu etwas, was du hast.“ (B. d. B. 183.)

Das Vermächtnis aber, das er hinterließ, — das Werk, das seinem schöpferischen Opfer gelang, ist in aller Zukunft sein Bleibendes in dieser Welt. Wie dieser Geist im anderen Reich die Ewigkeit gewann, so fand er hier: Unsterblichkeit.

Zur Problematik der Kantischen Philosophie.

Von Dr. Adolf Caspar (Berlin).

Auf Seite 86 seines Buches mit dem viel versprechenden Titel „Aus den Tiefen des Erkennens¹⁾“ sagt Ernst Marcus: „Daß nun aber die gegebene Materie (die Data der Sinnlichkeit) sich dieser identifizierenden Absicht des Verstandes anpaßt, also der Organisation des Erkenntnisvermögens entgegenkommt, das läßt sich nicht mehr als notwendig erkennen.“

Den unerkennbaren Grund dieser Anpassung müssen wir als unerschwingliches Geheimnis — hinter dem Horizont der Erkenntnis liegend, jenseits der Grenze der Erkenntnis — d. h. als transzendent denken. Nur hypothetisch sehen wir ein, daß, wenn

¹⁾ Ernst Marcus „Aus den Tiefen des Erkennens“, Verlag Ernst Reinhardt, München 1925.

diese Anpassung nicht stattfinden, Erkenntnis für uns unmöglich sei, daß wir höchstens vegetativ existieren würden.“

Was bedeuten diese Sätze?

Gemeint, zunächst, ist dieses: es gibt in Wahrheit nur einen einzigen Gegenstand der Erkenntnis — die Natur, ein identisches Objekt, dem alle Einzelgegenstände, alle Wahrnehmungsdata als inhaltliche Bestimmungen zugeordnet werden. Diese Identität des Erkenntnisgegenstandes aber kommt auf Rechnung des Verstandes, einer ursprünglichen „Synthesis der Identifikation“. Denn wir setzen einen Raum, eine Zeit voraus, wir ordnen ohne weiteres jeden Wahrnehmungsinhalt „der“ Natur zu, obgleich doch kein einziger Wahrnehmungsinhalt die Beziehung zu irgend einem anderen in sich trägt: aus dem Wahrnehmungsinhalt geht nicht hervor, daß der Stern, den ich heute sehe, identisch ist mit dem, den ich gestern sah, und geht auch nicht hervor, daß er sich in demselben Raum befindet, wie die Sonne, die ich morgen sehen werde.

Die Zuordnung aber der disparaten Wahrnehmungsdata zu einem identischen Gegenstand der Erkenntnis ist „notwendig“. Denn sie ist die Bedingung der Möglichkeit eines identischen Subjekts (= der „Einheit des Selbstbewußtseins“): gäbe es mehrere, absolut getrennte Gegenstände der Erkenntnis, d. h. solche, die nicht in ein durchgängig bestimmtes Objekt-System einzuordnen wären, so gäbe es auch mehrere, absolut getrennte Erkenntnis-systeme, d. h. — da es das Subjekt nur als Subjekt der Erkenntnis gibt — an Stelle des identischen Subjekts gäbe es mehrere Subjekte, die nichts miteinander gemeinsam hätten.

In Wirklichkeit enthält nun genau dieser Sachverhalt das kritische Erkenntnisproblem, — während Marcus der unbegreiflichen Meinung ist, er enthalte seine Lösung. Die Natur als Erkenntnisobjekt stellt für die kritische Position die Schnittfläche zweier Systeme dar, die in ihren Ursprüngen nichts miteinander zu tun haben, einander heterogen sind: die Wahrnehmungsdata entspringen dem Ding an sich, und da dieses unerkennbar ist, gibt es schlechterdings keine andere Bestimmung der Wahrnehmungsdata, als daß sie „gegeben“ sind: kein Wahrnehmungsinhalt hat zu irgend einem anderen oder zu einem „Ganzen“ eine Beziehung — er ist lediglich „gegeben“. Diese selben Wahrnehmungsdata, die ins Bewußtsein kommen als lediglich „gegeben“, werden aufgefaßt nach einem System, werden einem Objekt (der „Natur“) zugeordnet, mit dem sie von sich aus nichts zu tun haben, — welches also identisch ist mit dem System des Verstandes selbst (da es außer Verstand und Gegebenheit = Sinnlichkeit nichts drittes Objektives gibt) —: sie werden „erkannt“. Kant nun behauptet — und das ist das eigentlich von ihm vermeinte positive Ergebnis der Kritik: trotz restloser Unerkennbarkeit des Ding an sich — d. h. wie es auch immer beschaffen sein und sich verhalten mag — gewährleistet das System des Verstandes die restlose Erkennbarkeit der „Natur“; was auch immer „gegeben“ wird, kann „erkannt“ werden und muß erkannt werden. Denn die Erfahrung wird nur durch das System des Verstandes ermöglicht, dem Ding an sich aber wird von Kant nichts zugemutet als das Dasein und allenfalls Kausalität (in bezug auf die Sinnlichkeit überhaupt, nicht auf Einzeldata — wie Marcus selbst in früheren Arbeiten zeigt). Marcus aber mutet dem Ding an sich noch eine inhaltliche Bestimmung zu: die „Anpassung“ an die Organisation des Erkenntnisvermögens — und sieht nicht, daß er mit diesem „Geheimnis“ das ganze Problem und, was sich aus ihm ergeben könnte, tuschelt. Die oben zitierten Sätze bedeuten in Wahrheit restlosen Skeptizismus und das Ende der kritischen Philosophie. Denn die Pointe des Kritizismus ist ja gerade: vermittelt der Kritik des Erkenntnisvermögens die Möglichkeit des Erkennens zu deduzieren: wenn also am Schluß diese

Möglichkeit doch wieder vom Ding an sich abhängt, so ist die Analyse des Erkenntnisorganismus — mag sie richtig oder falsch sein — gänzlich belanglos. Denn daß erkannt wird, wird ja von dem Problem der Möglichkeit der Erkenntnis vorausgesetzt. Die Auseinandersetzung darüber, wie erkannt wird, ist nur dann für das Problem von Belang, wenn sie gleichzeitig die objektive Möglichkeit der Erkenntnis deduziert. Wie es für den Verstand möglich ist zu erkennen, hat mit dem Erkenntnisproblem ursprünglich gar nichts zu tun, denn das setzt voraus, daß der Verstand auf Erkenntnis eingerichtet ist. Wie es für Objekte möglich ist, erkannt zu werden, das ist die Frage, die interessiert. Wenn Marcus dort ein Geheimnis — das „Geheimnis“ der prästabilierten Harmonie — setzt, wo das Problem sich befindet, und wenn dies in Wahrheit das Ergebnis der kritischen Philosophie ist, so übertrifft dieser Skeptizismus den Humes bei weitem und das kritische Unternehmen geht bei Marcus aus wie das Hornberger Schießen.

Alle Resultate, die Marcus gibt (denn er selbst merkt nicht, daß er schon fertig ist und das Buch geht weiter) — alle Resultate gelten mithin nur hypothetisch. Sie geben nicht den Grund an, weshalb die Natur für uns erkennbar sein muß — den Grund, den Kant zu liefern versprochen hat — sondern nur die Bedingung, wie die Natur sich verhalten muß, wenn sie für uns erkennbar sein soll. Es ist notwendig, bei jedem einzelnen Satze sich dieser Interpretation zu erinnern, weil man sonst die Folgerungen von Marcus allzuleicht mit objektiv gültigen Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung verwechseln könnte. Z. B. läuft eine Deduktion: ich sehe mehrmals den Tisch. Wie komme ich zu der Annahme der Identität des Tisches, da doch jedes einzelne Wahrnehmungsbild — zwar mit den vorigen inhaltsgleich ist, aber eben deshalb keine Beziehung zu ihnen in sich trägt. Wie komme ich auch nur dazu, die Wahrnehmungsbilder zu vergleichen und ihre Übereinstimmung festzustellen? Denn zwar habe ich in der Erinnerung ein Bild von der ersten Wahrnehmung behalten, — aber für das Erinnerungsbild gilt dasselbe wie für die Wahrnehmung selbst: es enthält nicht die Beziehung auf ein anderes Bild (der Wahrnehmung oder Erinnerung). In Wahrheit gehe ich bei der (reflexen) Apperzeption des Tisches über die Wahrnehmung hinaus, ich bilde einen Begriff. Und der Begriff ist seinem Wesen nach identisch: wenn ich den Tisch mehrfach sehe so habe ich mehrere Wahrnehmungsbilder, wenn ich aber den Tisch mehrfach denke, so habe ich immer denselben Begriff. Der Begriff also ermöglicht, eine Wahrnehmung sowohl mit einer Erinnerung als auch mit einer künftigen Wahrnehmung zu vergleichen. Diese Synthese der Wahrnehmungen im Begriff (nach Marcus die „radikale“ Synthese) „ermöglicht“ die Erkenntnis.

Nun ist es richtig, daß ohne sie Erkenntnis nicht möglich ist, — aber sie ist noch nicht die zureichende Bedingung der Möglichkeit der Erkenntnis. Denn zu der in Erkenntnisabsicht vollzogenen Begriffsbildung gehört notwendig, was Marcus die „Prognose“ nennt: „der Tisch“ wird gedacht in der Absicht und Gewissheit ihn in künftigen Wahrnehmungsbildern zu rekonstruieren. Mit der Begriffsbildung übersehe ich den Wahrnehmungsinhalt in einen Denkinhalt, den ich dem identischen formalen Gegenstand der Erkenntnis als inhaltliche Bestimmung zuordne, der also selbst eine identische Stelle erhält, der alle inhaltsgleichen Wahrnehmungen zugeordnet werden. Wenn nun aber niemals irgend ein Wahrnehmungsinhalt, von dem ich Erinnerung und einen Begriff habe, sich wiederholt? Wenn die Materie der Wahrnehmungen sich ständig ändert? Wenn es zu einer Rekonstruktion im Begriff niemals kommt? Dann ist offenbar das System der Begriffe als Repräsentation der Wahrnehmungsdata nicht vollziehbar, denn an Stelle identischer Gegenstände gibt es ledig-

lich sich nicht wiederholende Einmaligkeiten — der Verstand ist nicht imstande, Wahrnehmungsdatta dieser Art zu „erkennen“. Es ist nun aber durchaus nicht der Fall, daß damit die Identität des Erkenntnissubjekts aufgehoben wäre. Denn die formale Einheit des Erkenntnisgegenstandes bleibt gewahrt: es würde eine Außenwelt appetitisiert werden — freilich nicht als inhaltlich gegliederte Erfahrung, sondern als — Chaos. Und, diese Unerkennbarkeit oder das Chaos zu konstatieren, setzt genau dieselbe Verstandesfunktion voraus, die als „Synthesis der Identifikation“ Erfahrung, „ermöglicht“. Denn nur deshalb, weil der Begriff in prognostischer Absicht gebildet ist, weil er für die Rekognition der Wahrnehmungsbilder gebildet ist, nur deshalb würde die Nicht-Rekognoszierbarkeit als Eigenschaft der Objekte bemerkt werden. Das heißt: alle durch das Geheimnis der Ur-Anpassung bedingten Sätze „ermöglichen“ ebensowohl das Chaos, die Nicht-Erfahrung, wie die Erfahrung.

Nun ist allerdings zu sagen: die Schuld an diesem Ergebnis trifft nicht Marcus sondern Kant, oder Hume — die Problemstellung ist verfehlt. Der Kritiker hat Marcus nicht den Vorwurf zu machen, daß er auf Grund der richtigen kritischen Position zu falschen Ergebnissen gekommen wäre, sondern muß zugeben, daß aus der kritischen Position kein anderes Ergebnis folgen kann; der Kritizismus ist nicht imstande, die objektive Ermöglichung der Erfahrung zu deduzieren. Und niemand zeigt das deutlicher als — Marcus. Nur, daß er das nicht gesehen hat, vielmehr die von ihm selbst vollzogene Kapitulation der kritischen Stellung vor dem Problem als dem „Geheimnis“ für eine Problemlösung hält, — das ist der Vorwurf, der gegen Marcus zu erheben ist (und der Kant deshalb nicht trifft, weil er ja, das Problem formulierend, es von der geforderten Lösung — der objektiven, unbedingten Erfahrungsermöglichung — sorgfältig abtrennte).

Es kann im Rahmen dieser Besprechung nicht die Notwendigkeit dieses Ausganges der kritischen Philosophie aus ihrer Problemstellung deduziert werden. Nur zwei Gesichtspunkte dieser kritischen (oder antikritischen) Deduktion seien hier angeführt. Der Grundfehler liegt in der — im wahren Sinne des Wortes — verdrhten Problemstellung, die Hume aufgebracht hat: Hume sucht den Grund der Gewisheit, mit der ich annehme, daß morgen die Sonne aufgehen wird — denn daß sie bisher immer aufgegangen ist, kann doch nicht die Ursache davon sein, daß sie das auch fernerhin tun wird. Allein, das ist nicht die erste Beziehung, in der die Kausalität problematisch wird: Denn gerade wegen der „identifizierenden“ Funktion des Verstandes ist das Sich-Gleich-Bleiben der Wahrnehmungsinhalte zweifelsfrei, dem Verstande angemessen, „notwendig“; für das Sich-Gleich-Bleiben der Erfahrung brauche ich keine Ursache. Fraglich ist die Ursache von Veränderungen. Das Schema nun, nach dem Veränderungen begriffen werden können, ohne daß die Identität der Gegenstände aufgehoben würde, ist der Begriff der Regel: die regelmäßige Veränderung enthält ein Identitätsmoment im Wechsel. Der Kritizismus aber, und am deutlichsten Marcus, kommt, gebunden an die Fragestellung nach dem Grund des Sich-Gleich-Bleibens, zu einem Vorwurf $\nu\pi\acute{o}\tau\epsilon\pi\omicron\nu$: die erste Identifikation eines Gegenstandes schon soll durch die Voraussetzung „ermöglicht“ werden, daß er sich nicht verändere, es sei denn nach einer Regel. In Wahrheit aber wird der Begriff der „Regel“ durch nichts anderes gefordert als durch in der Empirie gegebene Veränderungen: weil die Identität der Gegenstände vom Verstande gefordert wird, muß ich nach einer Ursache und der Regel der Veränderung fragen. Mittels dieses $\nu\pi\acute{o}\tau\epsilon\pi\omicron\nu$ $\nu\pi\acute{o}\tau\epsilon\pi\omicron\nu$ wird nun die ganze Kritik zur Reflektierung auf ein einziges Urteil, auf ein Paradoxigma der empirischen Erkenntnis, zu dessen „Ermöglichung“ der ganze Verstandesapparat in Anspruch genommen wird. Das wahre Kausalitätsproblem

aber wird durch den Widerspruch zweier empirischer Urteile ausgedrückt: nur in dem Falle, daß der Finneber heute grün ist, obgleich er gestern rot war, wird die Kausalfrage akut, kommt die Forderung und mit der Forderung das Problem der Kausalität überhaupt erst heraus. Und die Aufklärung dieser Beziehung, — die auf das Ganze der Empirie, und zwar inhaltlich, geht, — kann vom Kritizismus nun nicht mehr geleistet werden, — da ja der ganze Verstandesapparat nichts als das einzelne empirische Urteil „ermöglichet“. Das Kantische Resultat, daß mit der formalen Ermöglichung eines einzigen Urteils bereits das Ganze der Erfahrung — wenn auch nur formal — ermöglicht sei, ist einfach erschlichen. Denn im Begriff der „Erfahrung“ als eines Ganzen steckt bereits ein inhaltliches Moment: während der Wahrnehmungsgelalt, auf den sich das einzelne Urteil bezieht, für die Form dieses Urteils gänzlich gleichgültig ist, involviert der Begriff der Erfahrung bereits das Postulat der Widerspruchsflosigkeit und Vereinbarkeit der einzelnen empirischen Urteile — eine Widerspruchsflosigkeit, die aber vom Inhalt der Urteile abhängt. Für das Ganze der Erfahrung wird notwendig bereits der Inhalt der Urteile relevant. Nun hat zwar Kant gesehen, daß der Verstand allein die Ermöglichung der Erfahrung nicht leisten kann, daß die Anschauung bereits (welche ja die Inhalte „bildet“) ihre Inhalte a priori bestimmen muß (und Marcus gebührt insbesondere das Verdienst auf die Unentbehrlichkeit der transzendentalen Ästhetik hingewiesen zu haben). Aber da er durchaus und, wie sich gezeigt hat, bis in die letzte Konsequenz von der Problemstellung Humes, die auf das einzelne empirische Urteil reflektiert, abhängig ist, hat er nicht gesehen, daß die transzendental Ästhetik bei weitem nicht ausreicht, die Gegenstände in der Anschauung soweit a priori zu bestimmen, daß ihre Erkennbarkeit kein Geheimnis mehr zu sein brauchte. In Wahrheit kann die transzendental Ästhetik das deshalb nicht leisten, weil auch sie — obwohl „in der Anschauung“ — die Gegenstände nur formal, als mathematische bestimmt, d. i. nur nach ihrer „reinen“ Gegebenheit als Objekte, ihre inhaltlichen Qualitäten aber als „Mannigfaltiges“ unbestimmt läßt. Aber die empirischen Urteile gehen nicht auf die bloße Gegebenheit der Objekte sondern auf ihre inhaltliche Qualifiziertheit. Wenn aber diese inhaltliche Qualifiziertheit das „Mannigfaltige“ ist, also vom Ding an sich abhängig, also unbestimmt und a priori unbestimmbar, — dann ist notwendig auch die Widerspruchsflosigkeit der Wahrnehmungsinhalte, die allein das Ganze der Erfahrung ausmacht, vom Ding an sich abhängig, unbestimmt und der Bestimmbarkeit a priori entzogen: — der zu Ende gedachte Kritizismus kommt bei seinem Ausgangspunkt, dem Problem, an. Marcus deduziert also in der Tat, wie er behauptet, die Grundsätze der kritischen Philosophie von Grund auf und neu — aber es ist eine *deductio ad absurdum*.

Die neue Pestalozzi-Ausgabe.

Von Walter Feilchenfeld (Berlin).

Unter den Neuerscheinungen der Pestalozzi-Literatur, die das nahe Jubiläum (17. Febr. 1927) zu zeitigen im Begriff steht, wird die aus diesem Anlaß in Angriff genommene kritische Gesamtausgabe von Pestalozzis Schriften und Briefen den ersten Rang einnehmen. Es ist nun mehr als drei Jahre her, seit die Öffentlichkeit durch eine kurze Notiz von diesem Unternehmen in Kenntnis gesetzt werden konnte, und wenn nun

nach mühseliger Arbeit die ersten Bände vor der Veröffentlichung stehen, so mag es erlaubt sein, rücksehend von der Durchführung der editorischen Organisation und von der bisher vollbrachten Leistung zu berichten.

Ordnungsliebe zählte nicht zu Pestalozzis Eigenschaften, und so sind zweifellos schon zu seinen Lebzeiten seine zahlreichen Manuskripte in eine heillose Verwirrung geraten. Nach seinem Tode zerstreute sich obendrein ein Teil der Papiere in verschiedene Hände, und manches muß leider als verloren gelten. Erst gegen Ende des Jahrhunderts machte Otto Hunziker es sich zur Aufgabe, den Nachlaß für das Pestalozzianum in Zürich systematisch zu sammeln, und in vieljähriger Arbeit gelang es ihm, fast das ganze erhaltene Material wieder zusammenzubringen¹⁾. An eine Sichtung der zahllosen, meistens wirt durcheinandergeworfenen und oft schwer lesbaren Blätter konnte er dagegen noch kaum denken. Nur die Briefe wurden geordnet.

Als nach Hunzikers Tode die Verhandlungen um die künftige Leitung des Pestalozzianums in der Schwebe waren, kam der entscheidende Anstoß zur Veranstaltung einer längst schmerzlich entbehrten kritischen Gesamtausgabe aus Berlin. Artur Buchenau verwirklichte einen lange gehegten Plan, indem er für das umfassende Werk in Eduard Spranger den kompetentesten Mitarbeiter, in Walter de Gruyter einen großzügigen Verleger fand, und die Gewähr dieser Namen gab den Schweizer Behörden das Vertrauen, zur Durchführung der erforderlichen Vorarbeiten den ganzen Nachlaß nach Berlin zu senden, wo eine eingehende Sichtung und Ordnung vorgenommen wurde.

Inzwischen war Hans Stettbacher endgültig mit der Leitung des Pestalozzianums betraut worden, und so wurde er als die betuftenste Persönlichkeit zum Mitherausgeber neben Spranger und Buchenau gewählt. Ferner stellten für die Fragen des Schweizer Dialekts und der Züricher Lokalforschung auf Stettbachers Anregung Albert Bachmann und H. Corrodi-Sulzer ihre wertvollen Fachkenntnisse zur Verfügung. So wurde eine umfassende Organisation geschaffen, und jeder Band geht nun durch viele Hände, ehe er von dem Bearbeiter zum Seher kommt, so daß die allseitige wissenschaftliche Qualität gewährleistet ist.

Einschließlich der erstmalig veröffentlichten Briefe wird die Ausgabe etwa 24 mittelstarke Bände umfassen, deren jeder mit einem textkritischen Apparat, einem Sachkommentar, einer Erläuterung der dialektischen Wörter und einem Namentregister versehen ist. Die textkritische Unterlage bilden die Originaldrucke und die Handschriften, nach konservativen wissenschaftlichen Grundsätzen bearbeitet. Die ersten beiden Bände sind soeben erschienen; der Druck des Schweizerblattes in Band VIII steht unmittelbar vor dem Abschluß.

Der erste Band ist unter Mitwirkung Bachmanns, Corrodis und Elauf, die sich namentlich auf Annas Tagebuch erstreckte, von dem Verfasser dieser Mitteilung bearbeitet. Er enthält neben den beiden bekannten Aufsätzen aus Pestalozzis Junglingsjahren die Schriften aus dem ersten Jahrzehnt der Neuhoferzeit. Damals verfolgte Pestalozzi ein doppeltes Ziel: er wollte durch die Einrichtung eines Mustergrundes der Landwirtschaft neue Anregungen vermitteln und außerdem zur Erziehung armer Kinder ein Heim gründen, das sich aus eigenen Erträgen erhalten sollte. Man weiß, wie beide Versuche an der Ungunst der Verhältnisse scheiterten. Wie es aber um Pestalozzis literarische Bestrebungen stand in jenem Lebensabschnitte, dessen Ausgang zwei so reife und einzigartige Werke wie die „Abendstunde eines Einsiedlers“ und „Rienhard und Gertrud“ zeitigte, davon wußte man bisher fast nichts. Und doch konnte neben den Aufsätzen über die Armenanstalt

¹⁾ Hinweise auf noch verborgenes Material (z. B. Briefe) nehmen Herausgeber und Verlag dankbar entgegen.

das Tagebuchfragment von 1774 durch die beständige Hintertung der Gedanken vom Sonderfall auf allgemeine Grundsätze dem Hellhörigen verraten, daß auch schriftstellerische Neigungen Pestalozzi in jener Zeit nicht ganz ferngelegen haben können, und in der Tat deutet seine Frau in ihrem Tagebuch von 1770 eine durch Freunde angeregte Arbeit über die Züricher Wahlen an, und später bringt das Schweizerblatt einige Bruchstücke aus einer angeblich „vernichteten“ Rede „Über die Freiheit meiner Vaterstadt“. Hier hat nun das Glück die Herausgeber über alles Erwarten begünstigt: Von beiden Arbeiten haben sich im Nachlaß Handschriften, wenn auch in trümmerhaftem Zustande, angefundnen, und in das Dunkel, das bisher der Mangel an Selbstzeugnissen über Pestalozzis innere Entwicklung jener Jahre breitete, fällt nun überraschend eine breite Lichtbahn, noch erweitert durch das Hinzukommen anderer kurzer, aber bedeutender Fragmente. Deutlich verfolgen wir nun, wie sich Pestalozzi behutsam aus der Enge der Züricher Verhältnisse herauschält und langsam die Weite eines Menschheitsideals gewinnt. Das damals brennende Problem der Freiheit erwörtet der spätere Bürger der französischen Republik, indem er den Bereich der Freiheit sorgfältig gegen Willkür und traditionsfeindliche Neuerungsucht abgrenzt. Mit einer tiefen Einsicht in soziale Realitäten und politische Bedingungen verbindet er den Traum von einem glücklichen, väterlich geführten Volk, in dem sich jeder frei und gebunden zugleich fühlt, frei durch die Möglichkeit, am angebrachten Ort seine Kraft ungehemmt einzusetzen, gebunden durch das Pflichtgebot eines starken vaterländischen Verantwortungsgefühls. Damit sind die Wurzeln soziologischer Betrachtungsweise bloßgelegt, die neben dem persönlichen Erlebnis des Grames um verblühtene Hoffnungen den Gedankengehalt der „Abendstunde eines Einsiedlers“ gespeist haben. Diese Abhandlung erscheint übrigens mit wesentlich verbesserten Lesarten, die durch einen frisch entdeckten Entwurf gewonnen wurden.

Für den Roman „Lienhard und Gertrud“, dessen Abdruck, von G. Stecher bearbeitet, im 2. Band begonnen wird, und für das von S. Schönebaum bearbeitete Schweizerblatt hat der literarische Nachlaß nur eine beschränkte Anzahl handschriftlicher Entwürfe hergegeben. Umfangreicher wird die Ausbeute wieder für die Revolutionsschriften sein, vor allem aber für die Jahre des pädagogischen Wirkens seit 1799. Zwar finden sich für diese Zeit weniger größere zusammenhängende Stücke, aber doch überaus zahlreiche Fragmente und Entwürfe, die für die Pestalozzi-Forschung noch manche interessante Bereicherung versprechen. Ein beträchtlicher Stab herangezogener Mitarbeiter bürgt wohl dafür, daß in absehbarer Zeit ein Standardwerk der pädagogischen Wissenschaft zum Abschluß gebracht wird.

Die Grundsätze der neuen Pestalozzi-Gesamtausgabe¹⁾.

(Aus dem Vorwort der Herausgeber.)

Als Iselin die ersten Arbeiten Pestalozzis an die Öffentlichkeit brachte, hatte er seine liebe Not damit, die Manuskripte für den Druck herzurichten: so kraus waren

¹⁾ Herausgegeben von Oberstudiendirektor Dr. Artur Buchenau, Prof. Dr. Eduard Spranger und Prof. Dr. Hans Stettbacher, Verlag Walter de Gruyter u. Co., Berlin 1927 ff.

Handschrift, Orthographie, Interpunktion. Das wurde später kaum besser. Unterhalb Jahre vor seinem Tode schrieb Pestalozzi an Schmid: „In Rücksicht auf mich hat das Leben im Rost meine Schriftstellerarbeit so ungelüftet und ungewaschen ins Publikum geworfen, daß ich diesfalls von der Weltlehre eben wenig hoffe, aber auch wenig wünsche.“ Gleichwohl haben die Herausgeber der vorliegenden Ausgabe, unbesorgt um die „Weltlehre“, davon Abstand genommen, die Schriften in ein modernes Gewand zu kleiden. Sie entschlossen sich zu einer möglichst konservativen Behandlung des Textes, nicht nur im Interesse strenger Wissenschaftlichkeit, sondern schon aus der Erwägung heraus, daß man Pestalozzi ein Beträchtliches von seiner Originalität rauben würde, wollte man ihn nicht „so ungelüftet und ungewaschen“ lassen, wie er sich nun einmal im Leben gegeben hat.

Als Quelle für den Text dient teils gedrucktes, teils handschriftliches Material. Alle Druckschriften zu einer Gesamtausgabe zusammengefaßt zu haben war das Verdienst Seyffarth's, das leider durch die Unzuverlässigkeit seines Textes stark beeinträchtigt ist. Der handschriftliche Nachlaß dagegen, der zu zwei Dritteln der Zentralbibliothek in Zürich, zu einem Drittel dem Pestalozzianum in Zürich gehört, ist zum ersten Male für die Zwecke der vorliegenden Ausgabe systematisch bearbeitet und geordnet worden. Er enthält außer den Briefen zahllose Entwürfe und Vorarbeiten, auch fertige Abhandlungen, die zu Pestalozzi's Lebzeiten nicht veröffentlicht wurden. Die Originalmanuskripte der Schriften, die Pestalozzi selbst in Druck gab, sind dagegen verloren.

Nicht alles erhaltene Material bergen die Züricher Sammlungen. Die Bücherei des Berliner Lehrervereins konnte zwei Mappen mit Handschriften zur Verfügung stellen; Versprengtes fand sich auf anderen Bibliotheken und in Privatbesitz. Daher bedurfte und bedarf noch jetzt die Ausgabe der Vorbereitung durch sorgfältiges Sammeln der Handschriften, zumal möglichst aller erhaltenen Briefe von Pestalozzi und seiner Gattin. Es wird auch hier die mehrmals öffentlich ausgesprochene Bitte wiederholt, den Herausgebern von Briefen und anderen Schriftstücken Pestalozzi's, ebenso von Briefen an Pestalozzi Mitteilung zu machen, die sich in Bibliotheken, Archiven und in Privatbesitz befinden, auch wenn es sich nur um einzelne Stücke oder um Abschriften handeln sollte.

Von dem vorhandenen Material wird in der vorliegenden Ausgabe alles aufgenommen, was für eine wissenschaftliche Ausgabe von Wert ist, und in zwei Abteilungen gegliedert, deren eine die Schriften, deren andere die Briefe enthält. Für die Anordnung ist in erster Reihe der chronologische Gesichtspunkt maßgebend. Doch wird sachlich eng Zusammengehöriges nicht auseinandergerissen, z. B. nicht die Werke von ihren ersten Entwürfen und von späteren Umarbeitungen. Auch die Briefe werden chronologisch, nicht nach den Adressaten geordnet. Eine unschätzbare Vorarbeit leistete den Herausgebern bei dieser Gliederung die „Pestalozzi-Bibliographie“ von August Israëel (Berlin 1903 f.), ergänzt durch Willibald Klinkt (Berlin 1923), ein Werk, das als notwendige Ergänzung der vorliegenden Ausgabe seinen Wert behalten wird.

Der Text eines jeden Bandes wird von vier Anhängen begleitet. Der erste Anhang enthält den textkritischen Apparat, dessen bibliographische Nachweise im Hinblick auf Israëel auf das Maßgebliche beschränkt sind. Der zweite Anhang bringt knappe Angaben und Erläuterungen sachlicher Art. Die beiden letzten Anhänge enthalten ein Verzeichnis der ungewöhnlichen Dialektformen mit ihrer Deutung und das Namenregister.

Für die Textgestaltung sind in erster Reihe die von Pestalozzi selbst besorgten

Drucke zugrunde gelegt, wo dies nicht möglich ist, die Manuskripte, in letzter Reihe die von fremder Hand besorgten Drucke.

1. Den von Pestalozzi selbst veröffentlichten Werken werden entweder die Erst- drucke oder die Ausgaben letzter Hand, d. h. also insbesondere die Cottasche Ausgabe von 1819—26 zugrunde gelegt, wie es im einzelnen Falle die besonderen Umstände nahe- legen. Die Varianten aller übrigen, von Pestalozzi selbst besorgten Drucke werden mit Ausnahme offensichtlicher Fehler des Abdrucks und orthographischer Einzelheiten im kritischen Apparat vermerkt. Dagegen sind die Lesarten späterer Ausgaben, z. B. der Ausgabe Seyffarth's, im kritischen Apparat nur erwähnt, soweit sie im Text aufgenom- men wurden oder, wenn nicht Aufnahme, so doch sachliche Beachtung verdienen.

Der Abdruck dieser Druckvorlagen erfolgt im allgemeinen genau, auch hinsichtlich Orthographie und Interpunktion. Alle Abweichungen sind im kritischen Apparat ver- merkt. . .

2. Die von Pestalozzi nicht veröffentlichten Werke, Entwürfe, Briefe werden nach den Manuskripten wiedergegeben, soweit diese zugänglich sind. Als Originalmanuskripte gelten die Manuskripte, die von Pestalozzi selbst geschrieben sind, sowie solche Manu- skripte, die zu Pestalozzi's Lebzeiten und in seinem Namen von Personen seiner Umge- bung, von seiner Frau, seinen Mitarbeitern geschrieben sind.

Diese Manuskripte werden in der Orthographie des Originals wiedergegeben. . .

3. Wo weder ein authentischer Druck noch ein Originalmanuskript vorliegt, wird die Orthographie nach Maßgabe des Fundortes behandelt. .

Der kritische Apparat gibt zu jedem Stück über das bei der Bearbeitung ver- wandte Material Aufschluß. . .

Pestalozzi's „Sämtliche Werke“ sollen ein Denkmal des großen Mannes werden, das durch gemeinsame Arbeit von Schweizer und reichsdeutschen Gelehrten errichtet wird. Als Herausgeber zeichnen Oberstudiendirektor Dr. Artur Buchenau in Berlin, Uni- versitätsprofessor Dr. Eduard Spranger daselbst und der Direktor des Pestalozzi- anums, Universitätsprofessor Dr. Hans Stettbacher in Zürich. Die wissenschaftliche Vorbereitung der Ausgabe liegt seit Jahren in den Händen von Dr. Walter Feilchenfeld in Berlin; er behält auch künftig die Hauptredaktion und stellt die Ver- bindung zwischen den Bearbeitern der einzelnen Bände her. Universitätsprofessor Dr. Albert Bachmann in Zürich überwacht, unterstützt von Dr. Walther Claus, die sprachliche Behandlung des Textes und die hierauf bezüglichen Anhänge. Dr. phil. h. c. Adrian Corrodi-Sulzer in Zürich besorgt die Nachforschungen über die Per- sonen und Ortsangaben, die eine eingehende Kenntnis der Schweizer Familien- und Landesgeschichte voraussetzen.

Als Bearbeiter der zunächst erscheinenden Schriften sind außer den bereits Genann- ten folgende Gelehrte gewonnen:

Dr. Emanuel Dejung (Zürich) für die Revolutionschriften.

Dr. Walter Guyer (Zürich) für „Geseßgebung und Kinderermord“.

Bibliotheksdirektor Dr. Hinrich Knittermeyer (Bremen) für die Fabeln.

Dr. Herbert Schönebaum (Leipzig) für das „Schweizerblatt“.

Studierrat Dr. Gotthilf Stecher (Berlin) für „Lienhard und Gertrud“.

Carlmax Sturzenegger (Zürich) für den Briefwechsel Pestalozzi's mit Anna Schultheß.

Walter Nigg (Zürich) für „Christoph und Elise“.

Prof. Dr. Hans Stettbacher (Zürich) für Pestalozzi's Briefe.

Die Ausgabe beginnt in dem Jahr zu erscheinen, in dem der 100. Todestag Pestalozzis (17. 2. 1927) weit über die deutschen Sprachgrenzen hinaus gefeiert wird.

Die Herausgeber sind jedoch gewiß, mit ihrem Unternehmen nicht nur den reichen Ertrag eines Schriftstellerlebens zum geleiteten Abschluß zu bringen, sondern einem noch wirkenden und erweckenden Geiste zu dienen, der über die Spanne seines Erdendaseins hinaus immer aufs neue die Kraft der helfenden Liebe und den Willen zu echter Volkserziehung entzündet. Aus Ehrfurcht vor dieser Größe ist ihr Plan entstanden; zu diesem Dienste haben sie und ihre Mitarbeiter sich vereinigt; und sie sind gewiß, daß dieser Glaube an „Wahrheit und Liebe“ gerade der ringenden und leidenden Gegenwart der Kulturmenschen zum Segen gereichen muß.

Gegenwartfragen.

Weiteres zum Thema „Psychobiologie“¹⁾.

L

Schlusswort in Sachen „Lungwiz, Entdeckung der Seele“.

Herr Dr. Lungwiz hat bei nahezu allen Kritikern seines Buches Mißverständnisse konstatiert: er fragt sich aber nicht, ob er sich stets so ausgesprochen hat, daß er den Leser zwingt, eben das zu denken, was der Autor verständlich zu machen sucht. Gerade der denkende Leser muß zu Lungwiz' Gedankengängen (wofern er sie für beachtenswert hält) Stellung nehmen, und ich bleibe dabei, daß einem anorganischen Naturkörper oder einem Gebilde von Menschenhand bisher eine Seele nur in dichterischer Sprache vindiziert wurde, so der Leier des Sängers, des Kriegers Schwert usw. Die Weltanschauung, welche den Stein, die Statue, den Mond als beseelt anspricht, ist eben die pantheistische²⁾. Lungwiz' „Inneres der Höhle (= Subjekt)“ gehört m. E. der Objektwelt an.

Da die Lungwizische „Formspezifität“ durch kein äußeres Ereignis modifiziert werden kann, so liegt es recht nahe, sie dem vorher bestimmten, unabwendbaren Geschick zu vergleichen. In der Formspezifität muß es ja denn auch schon bestimmt sein, ob der Mensch zur „Erkenntnistherapie“ gelangt, und nur die Entwicklungsmöglichkeiten bei derselben (nicht durch sie) würden zeigen, daß sich die Moira auch erweichen läßt.

Herr Lungwiz betont, keine seiner Lehren stehe im Widerspruch mit erlebnismäßig oder wissenschaftlich feststellbaren Tatsachen. Selbstredend habe ich in diesem Sinne nur von epistemischem Horizont gesprochen. Der Ort der anders wahrnehmbaren Gegenstände läßt sich überhaupt nicht erlebnismäßig bestimmen.

Der L. hat aber in einem sicherlich recht, sein Buch enthält Behauptungen, die weit weniger mit Erfahrungstatsachen übereinstimmen. S. 632. Wer eine lange und schwere Geburt hat, hat auch ein langes und schweres Sterben, und eine lange und schwere Geburt hat jeder, dessen Amphimixis lang und schwer war. Gibt es darüber irgend eine Statistik? Es ist doch nicht gar zu schwer, Fälle langdauernder Entbindung zu sammeln, und ihrem ferneren Schicksal nachzugehen. Wie steht es mit den Entbin-

¹⁾ Vgl. „Geisteskultur“, 1926, Okt./Nov.-Heft S. 450 ff. Nachdem beide Parteien gleich oft zum Wort gekommen sind, schließen wir die Diskussion. Sachlich interessierte Leser finden Hinweise zur weiteren Information über die Lehre von Hans Lungwiz in den Ausführungen über die „Schule der Erkenntnis“ in diesem Heft S. 39 ff. (Anm. d. Red.)

²⁾ Hier müssen wir selbst ein Fragezeichen setzen! Es könnte sich allenfalls um Panpsychismus handeln. (Anm. d. Red.)

bungen in der Narbse, bei denen die Frucht gleichfalls betäubt wird? Wie mit den durch Kaiserschnitt entwickelten, also nicht geborenen Früchten? Hier müssen „die die Geburt begleitenden Gefühle“ mehr oder weniger gefehlt haben.

Solche Grenzfälle mußte L. als moderner Arzt berücksichtigen. Kennt doch so etwas nicht nur die Medizin der Neuzeit, nein auch die Mythenvwelt älterer Perioden.

Ich habe selbst in diesen Blättern hingewiesen auf den schwächenden Einfluß der Geburt vom Weibe. Nach spätvedischen Poesien hat die Frucht im neunten Monat bereits „Erkenntnis“, „Wahrheit“, „Wissen“, „Verstand“, „Wahl“, „Verantwortung“, „Eigenschaft“, „Macht“ braucht nicht zu zittern vor einem vom Weibe Geborenen, erst der aus dem Mutterleibe geschnittene Macduff bringt ihm den Tod. Die Göttin der Weisheit ist nicht geboren, sondern aus dem Haupte des Zeus hervorgegangen.

Ich gehe hier nicht weiter auf die Behauptungen und Annahmen des Herrn Lungwitz ein. Die Voraussetzungen seiner „Erkenntnistherapie“ werde ich beleuchten müssen in einem der Berliner Psychologischen Gesellschaft angezeigten Vorträge „Symbol und Symbolanalyse in der Psychologie“.

Dr. Karl Gumpert (Berlin).

II.

Schlußwort zum Schlußwort des Herrn Dr. Gumpert.

In seinem Schlußwort tritt Herr Gumpert die Flucht in die Allgemeinheit an: Lungwitz hat bei „nahezu allen“ Kritikern Mißverständnisse konstatiert, also hat Gumpert auch das Recht auf solche Mißverständnisse und liegt es an der Abfassung des Buches, daß es mißverstanden wird. Aber diese Flucht mußte mißglücken. Die Sorgfalt, mit der ich gearbeitet habe, ist Herrn Gumpert nicht entgangen. Jeder halbwegs Einsichtige weiß, daß die Gefahr, mißverstanden zu werden, unvermeidbar ist¹⁾ und ganz besonders naheliegt für ein Werk, das eine neue Anschauung bringt. Man kann nicht alle möglichen Mißverständnisse im voraus wissen, sondern kann sie nur, sobald sie aktuell geworden sind, aufzuklären versuchen — wie ich das ja auch tue. Herr Gumpert hat aber — ganz abgesehen von der Banalität seiner Bemerkung — gar nicht das Recht, sich auf jene allgemeine Tatsache zu berufen. Ich habe zwei lange Abende hindurch die Entwürfe seiner Kritik meines Buches mit ihm durchgesprochen und ihn auf die aus unzulänglicher Lektüre und denterischer Durchdringung des Gebotenen erwachsenen Mißverständnisse nachdrücklich aufmerksam gemacht. Er hat denn auch das Referat mehrfach geändert, aber das Endergebnis enthielt doch so viel Unrichtiges, daß ich Herrn G. freundschaftlich bitten mußte, von dem Referieren des Wertes doch lieber abzusehen. Trotzdem erschien dieses Referat mit den von mir schon vorher gerügten „Mißverständnissen“, zu denen ich euphemistisch auch Unkenntnis wissenschaftlicher Tatsachen, Unvorsorge fast in der Lektüre und die sog. gefühlsmäßige Einstellung rechne. Bemerkenswerter Weise hat Herr G. seine Kritik nach Kenntnisnahme meiner Entgegnung, als beide bereits im Drucksaß vorlagen, in einem besonders krassen Punkte noch rasch geändert, ein Verfahren übrigens, das außer Herrn G. gewiß niemand für wissenschaftlich und publizistisch zulässig erachten wird.

Wogegen ich protestierte, ist die Tatsache, daß sich gewisse Referenten die Aufgabe, mein Buch zu besprechen, zu leicht machen oder an Stelle wissenschaftlicher Kritik Gefühläußerungen zum Ausdruck bringen, die mit Wissenschaft nichts zu tun haben.

¹⁾ Ich habe darauf in meinem Buche wiederholt hingewiesen, z. B. S. 42, 52, 61, 65 usw.!

Mein Buch ist 707 Seiten stark und bringt eine Anschauung, die auf einer teilweise zuerst von mir aufgefundenen Empirie (daher „Entdeckung“) beruht, somit — eben als neu — vom Althergebrachten abweicht. Diese Empirie und ihre phänomenologischen Ergebnisse kann nur nachprüfen, wer mit mir die Wanderung durch das von mir zuerst erforschte Gebiet zurücklegt. Gewisse Referenten meinen aber, sie könnten ohne diese Mühe meinen „Reisebericht“ kritisieren; sie glauben, mit dem Amte des Kritikers sei auch der erforderliche Verstand gegeben; sie wähnen, ihre Aufgabe sei, unbedingt zu kritisieren, nicht etwa bloß zu referieren, ein „richtiger“ Kritiker müsse alles besser wissen als der Autor, der ja nach den heutigen redaktionellen Gepflogenheiten in der Regel völlig wehrlos ist. Solche „Kritiker“ nehmen sich nicht einmal die Zeit zu einem genauen Studium des Werkes, obwohl sie „im Namen der Wissenschaft“ zu sprechen vorgeben; sie überlesen das dicke Buch oder gar nur das Vorwort — und schon ist das „Urteil“ fertig. Da kann man freilich die unglaublichsten Mißverständnisse, Dummheiten, Verdrehungen vorfinden, die oft genug eine starke Ähnlichkeit mit wissenschaftlichen Verleumdungen haben. Der Prozentsatz solcher „Kritiken“ ist aber — Herr Gumpert kann sich beruhigen — relativ gering.

Nun aber zur Sache. Was Herr G. über die Beseelung des Anorganischen schreibt, zeigt klar, daß er meine Charakterisierung der Seele und des sog. Seelischen total mißverstanden hat; hier kommt es einem vor, als ob er das referierte Buch überhaupt nicht gelesen hätte. Der Pantheismus nimmt die Wesenhaftigkeit der Seele an, die er als Göttliches setzt; ich identifiziere die Seele mit dem anschauungsgemäßen Nichts, dem Gegensatzpartner des Etwas, der Physik, des Objekts. Diese meine Auffassung pantheistisch zu nennen, ist geradezu grotesk.

Gumpert rechnet das „Nichts in der Höhle“ zur Objektivität, also zum Wahrnehmbaren. Er setzt sich damit aber in Widerspruch mit der allgemein gültigen Auffassung, daß das Nichts eben das Nichtwahrnehmbare, der Gegensatz zum Wahrnehmbaren sei, und bekennet einen Zweifel, der mir in der psychobiologischen Analyse als ein Kennzeichen einer bestimmten Entwicklungsperiode immer wieder begegnet: den Zweifel am Objekt, der sich in die Hamletworte formulieren läßt „Sein oder Nichtsein — das ist die Frage.“ Dieser Zweifel ist auch Eigentümlichkeit der logizistisch-sterilizistischen Weltanschauung, die ich für krankhaft halte. Ich habe in der „Entdeckung der Seele“ sowie auch in andern Veröffentlichungen — ich nenne nur Ztschr. f. d. gef. Neurol. u. Psych., Bd. 100 S. 4/5 und 105 S. 3/5, ferner Psychologie und Medizin Bd. 2, S. 1 — auf diese interessanten Zusammenhänge ausführlich hingewiesen und auch die biologische Entwicklungslinie dieses Zweifels dargestellt. Herrn Gumpert sind diese Darlegungen offenbar entgangen.

Die Formspezifität ist ein biologischer Begriff und hat mit der dämonistischen Moira gar nichts zu tun. Ein derartiger Vergleich — noch dazu in der von Gumpert beliebten ironischen Form — ist durchaus unsachlich, und ich kann ihn hier nur als Ausdruck aggressiver Stimmung auffassen. Die (jetzige) Verärgerung des Herrn Gumpert, die ja wohl mit Wissenschaft kein Verhältnis hat, zeigt sich u. a. in einer Formel wie: „... Lungwiz' Gedankengänge (wofern der denkende Leser sie für beachtenswert hält)“ — das, nachdem er eben erst in seinem Referat meine Denkweise als die des (möglichen) praecceptor mundi gepriesen hat! Welch eine Wandlung in wenigen Tagen! Und das soll Wissenschaft sein?

„Der Ort der andern wahrnehmbaren Gegenstände (außer den optischen, L.) läßt sich erlebnismäßig überhaupt nicht bestimmen“, decretiert Herr G. Er kann also den Ort eines akustischen Gegenstandes, z. B. eines Lautes, der Tastobjekte usw. nicht erleb-

nismäßig bestimmen, d. h. einen Laut, einen Lastgegenstand usw. nicht an einen bestimmten (feinen) Ort lokalisieren? Er weiß nicht, „wo“ ein Ruf erschallt, ob er an der Zehre oder an der Nasenspitze berührt wird usw.? Das wäre allerdings ein Hirndefekt von ganz ungewöhnlichem Ausmaße! Die normalen Menschen lokalisieren die Objekte, wie in meinem Buche ausführlich zu lesen.

„Sein Buch enthält (mit einemmale! L.) Behauptungen, die weit weniger (als? L.) mit Erfahrungstatsachen übereinstimmen“, schmähst Herr G. Was weiß er denn von meinen Erfahrungen? Daß die seinigen nicht ausreichen, will ich ihm gerne glauben; das brauchte er nach alledem gar nicht zu betonen. Was ich bringe, sind allerdings z. T. Erfahrungstatsachen aus der psychobiologischen Analyse, und zwar solche, die jeder Mensch sehen kann, er braucht sich bloß dieser Forschungsmethode, nachdem er sie selbstverständlich gelernt hat, zu bedienen. Herr G. kennt kaum mehr als das Wort. Wer den Augenspiegel nicht handhaben kann, soll nicht über die ophthalmoskopischen Erfahrungstatsachen herziehen. Herr G. aber zieht über ihm unbekannte Erfahrungstatsachen her, indem er sie für „Behauptungen“ und „Annahmen“ erklärt; das ist offenbar wissenschaftlich! Zu solchen Erfahrungstatsachen gehört mein Satz: „Wer eine lange und schwere Geburt hat usw.“ Wie ein Mensch seine Geburt erlebt hat, ist — für dieses Individuum also — nur aus der psychobiologischen Analyse dieses Menschen zu erfahren, nur ganz unvollständig aus der Beobachtung und Statistik des Geburtshelfers. Und Herr G. sollte wissen, daß ich kein geburtshilfliches, sondern ein psychobiologisches Werk geschrieben habe. Selbstverständlich stelle ich die geburtshilflichen Tatsachen ebenfalls in Rechnung, wie ich überhaupt gerade betone, daß man die Tatsachen Tatsachen sein lassen solle. Und ich ergänze sie mit den psychobiologischen Tatsachen, die, wie gesagt, jeder Kenner sieht. Wer nicht Kenner ist, soll als ethlicher Wissenschaftler diese Unkenntnis zugeben, nicht aber eine ihm unbekannte Methode und deren Resultate verdächtigen, bezweifeln, angreifen.

Welche „Grenzfälle“ ich zu berücksichtigen habe, darüber lehne ich Belehrung von Herrn G. ab, nachdem ich gesehen habe, daß er in dieser Sache nicht mehr wissenschaftlich denkt und sich äußert. Ich habe ihn auch im Briefe v. 7. 9. in freundschaftlicher Weise ausdrücklich aufgefordert, über meine Lehre nichts mehr zu reden oder zu schreiben. Offenbar hat er sich darüber geärgert und schreibt nun gerade, ja kündigt sogar in echt wissenschaftlicher Besinnung einen Vortrag an, in dem er die „Voraussetzungen“ meiner Erkenntnistherapie „beleuchten“ will!! Er, der weder von diesen Voraussetzungen noch von der Erkenntnistherapie mehr als eine blasse Ahnung hat! Sagt er ja selber in seinem Referat über Kretschmers Psychologie (in dieser Zeitschrift 1926, S. 461) bzgl. meiner Erkenntnistherapie (übrigens wieder unrichtigerweise, s. 2. Abschn. meiner „Bemerkungen“, die er ja in der Korrektur so gut gelesen hat, daß er seine „Kritik“ daraufhin umänderte!), daß über ihren „Nutzen oder Schaden“ (sic!!) „mangels Beröfentlichung distinkter Methoden heut noch nichts ausgesagt werden kann“. Er wird aber darüber vortragen, er wird „beleuchten“! Er wird der Psychologischen Gesellschaft mit einer subjektivistischen Einstellung meiner Lehre „wissenschaftlich“ aufwarten, in der angenehmen Sicherheit, daß ich ihm nicht erwidern werden. Ich beschränke mich darauf, öffentlich davor zu warnen, das, was Herr Dr. Gumpert über meine Lehre schreibt oder spricht, als auf hinreichender Sachkenntnis beruhend, als sachlich im wissenschaftlichen Sinne anzusehen.

Dr. Hans Lungwiß (Charlottenburg).

Erlefenen. über Verse¹⁾.

„Ach, aber mit Versen ist so wenig getan, wenn man sie früh schreibt. Man sollte warten damit und Sinn und Süßigkeit sammeln ein ganzes Leben lang und ein langes womöglich, und dann ganz zum Schluß, vielleicht könnte man dann zehn Zeilen schreiben, die gut sind. Denn Verse sind nicht, wie die Leute meinen, Gefühle (die hat man früh genug), — es sind Erfahrungen. Um eines Verses willen muß man viele Städte sehen, Menschen und Dinge, man muß die Tiere kennen, man muß fühlen, wie die Vögel fliegen, und die Gebärde wissen, mit welcher die kleinen Blumen sich auf tun am Morgen. Man muß zurückdenken können an Wege in unbekanntem Gegenden, an unerwartete Begegnungen und an Abschiede, die man lange kommen sah, — an Kindheitstage, die noch unaufgeklärt sind, an die Eltern, die man tranken mußte, wenn sie einem Freude brachten, und man begriff sie nicht (es war eine Freude für einen anderen —), an Kinderkrankheiten, die so seltsam anheben mit so vielen tiefen und schweren Verwandlungen, an Tage in stillen, verhaltenen Stuben und an Mergen am Meer, an das Meer überhaupt, an Meere, an Reisenächte, die hoch dahintrauschten und mit allen Sternen flogen, — und es ist noch nicht genug, wenn man an alles das denken darf. Man muß Erinnerungen haben an viele Liebesnächte, von denen keine der andern gleich, an Schreie von Kreisenden und an leichte, weiße, schlafende Wäckerinnen, die sich schließen. Aber auch bei Sterbenden muß man gewesen sein, muß bei Toten gefessen haben in der Stube mit dem offenen Fenster und den stoßweisen Geräuschen. Und es genügt auch noch nicht, daß man Erinnerungen hat. Man muß sie vergessen können, wenn es viele sind, und man muß die große Geduld haben, zu warten, daß sie wieder kommen. Denn die Erinnerungen selbst sind es noch nicht. Erst wenn sie Blut werden in uns, Blut und Gebärde, namenlos und nicht mehr zu unterscheiden von uns selbst, erst dann kann es geschehen, daß in einer sehr seltenen Stunde das erste Wort eines Verses aufsteht in ihrer Mitte und aus ihnen ausgeht.“ —

Über den Tod²⁾.

„... Die tiefste Einsicht in die Bedeutung des Todes... hängt, wie ich überzeugt bin, durchaus daran, daß man die Parzen-Vorstellung abtue: als wäre in einem bestimmten Zeitmoment der Lebensfaden, der sich bis dahin als Leben und ausschließlich als Leben fortspannt, „abgeschnitten“; als wäre es zwar dem Leben bestimmt, an irgend einem Punkte seiner Bahn dem Tode zu begegnen, aber erst in diesem Augenblick überhaupt in Berührung mit ihm zu kommen. Statt dieser Vorstellung scheint es mir ganz zweifellos, daß der Tod von vornherein dem Leben einwohnt. Zwar gelangt er zu makroskopischer Sichtbarkeit, sozusagen Alleinherrschaft erst in jenem einen Augenblicke. Aber das Leben würde von der Geburt an und in jedem seiner Momente und Querschnitte ein anderes sein, wenn wir nicht stürben. Nicht wie eine Möglichkeit, die irgendwann einmal Wirklichkeit wird, steht der Tod zum Leben, sondern unser Leben wird zu dem, als was wir es kennen, überhaupt nur dadurch geformt, daß wir, wachsend oder verwellend, auf der Sonnenhöhe des Lebens wie in den Schatten seiner Niederungen, immer

¹⁾ Aus R. M. Rilke „Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“, Bd. I, S. 24—26. Insel-Verlag, Leipzig.

²⁾ Aus Georg Simmel, „Rembrandt“. (Ein kunstphilosophischer Versuch.) Kurt Wolff Verlag, Leipzig 1917. S. 90 ff.

solche sind, die sterben werden. Freilich sterben wir erst in der Zukunft, aber daß wir es tun, ist kein bloßes „Schicksal“, das Sterbenwerden ist nicht einfach eine Vorwegnahme, eine ideelle Vorschattung unserer letzten Stunde, — obgleich wir es sprachlich freilich nur als Zukunft, d. h. als ein Nichtwirkliches zu benennen pflegen, weil es erst in jener Stunde für unsere Praxis wichtig wird, — sondern es ist eine innere Jünger-Wirklichkeit jeder Gegenwart, ist Führung des Lebens, ohne die das Leben, das wir haben, unausdenkbar verwandelt wäre. Der Tod ist eine Beschaffenheit des organischen Daseins, wie es eine von je mitgebrachte Beschaffenheit, eine Funktion des Samens ist, die wir so ausdrücken: daß er einst eine Frucht bringen wird.

Diese Art nun, den Tod zu empfinden, scheint mir aus Rembrandts Auffassung des Menschen da zu sprechen, wo er diese aus den letzten Tiefen herausgräbt. Nicht in einem elegischen oder pathetisch betonten Sinne. Denn dieser gerade entsteht, wo der Tod als eine dem Leben wie von außen drohende Vergewaltigung erscheint, als ein Schicksal, das an irgendeiner Stelle unseres Lebensweges auf uns gewartet hat, unvermeidlich zwar der Tatsache nach, aber nicht aus der Idee des Lebens heraus notwendig, sondern ihr sogar widersprechend. Wird so der Tod vorgestellt als eine dem Leben unverbundene Macht über dies Leben selbst, so bekommt er das Grausige, Beklagensmäßige, gegen das man entweder heroisch rebelliert, oder dem man sich lyrisch unterwirft, oder mit dem man innerlich nichts zu tun hat — wie dies allenthalben in den Totentänzen dargestellt wird; das im seelischen Sinne Außerliche dieser Auffassung des Todes symbolisiert sich treffend damit, daß hier der Tod auch als ein räumlich außerhalb seines Opfers stehendes Wesen sichtbar gemacht wird.

Anderes aber, wenn der Tod unmittelbar mit und in dem Leben als ein Element dieses selbst empfunden wird. Nun sind wir nicht mehr vom Tode „bedroht“ wie von einem von fern her auf uns zukommenden Feind oder auch — Freund, sondern der Tod ist von vornherein ein character indelebilis des Lebens. Darum ist hier auch sozusagen gar nicht viel von ihm herzumachen, er ist eben von unserem ersten Tage an in uns, nicht als eine abstrakte Möglichkeit, die sich irgendwann einmal verwirklichen wird, sondern als das einfache konkrete So-sein unseres Lebens, wenngleich seine Form und gleichsam sein Maß sehr wechselnde sind und erst im letzten Augenblick keine Täuschung mehr zulassen. Wir sind nicht dem Tode „verfallen“; all solches kann nur aufkommen, wo das funktionelle und immanente Element des Todes zu etwas Substantiellem und zu einer selbständigen Sondergestalt hypostasiert wird — sondern von vornherein wäre unser Leben und sein gesamtes Phänomen gänzlich anders, wäre es nicht von dem durchwaltet, was wir nach seinem Definitivum den Tod nennen. . .

. . . Rembrandt . . . hat seinen vollkommensten Porträts die stutende, jede Form von innen her überflutende Bewegung des vollen Lebens selbst eingefloßt. . . Jene Porträts enthalten das Leben in seiner weitesten Bedeutung, in der es auch den Tod einschließt. Alles, was bloß Leben ist, derart, daß es den Tod aus sich entfremdet hat, ist Leben in einem engeren Sinne, ist gewissermaßen eine Abstraktion. Bei vielen italienischen Porträts hat man den Eindruck, daß diesen Menschen der Tod in Form eines „Vollschüßes“ kommen würde, — bei den Rembrandtschen, als hätte er in „Wings“ Weiterentwicklung dieser fließenden Lebens Ganzheit sein, wie der Strom, indem er in das Meer mündet, doch nicht durch ein neues Element vergewaltigt wird, sondern nur seinem natürlichen, von je bestehenden Fall folgt. Rubenssche Menschen haben scheinbar ein viel volleres, ungehemmteres, elementarer mächtiges Leben als die Rembrandtschen; aber um den Preis, eben jene Abstraktion aus dem Leben darzustellen, die man gewinnt, wenn man aus dem Leben den Tod wegläßt. Rembrandts Menschen haben das Dämmernde,

Gedämpfte, in ein Dunkel hinein Fragende, das eben in seiner deutlichsten, schließlichs einmal alleinherrschenden Erscheinung Tod heißt, und um gerade so viel weniger Leben scheinen sie, oberflächlich angesehen, zu enthalten; in Wirklichkeit erhalten sie gerade dadurch das ganze Leben. . .

. . . Nur noch in den Shakespeareschen Tragödien, glaube ich, hat der Tod eine entsprechende Bedeutung für das Leben. Bei allen anderen Dramatikern erscheint er mir wie der Deus ex machina, der die Verwicklungen von Seele und Schicksal abschneidet, wenn sie in sich selbst das Stadium der Unlösbarkeit erreicht haben. Daß der Held stirbt, ist hier nicht von innen her und nicht von vornherein notwendig, sondern angesichts von Ereignissen, die an und für sich aus reinen Lebensgesetzen entwickelt sind, bleibe ihm schließlich nichts anderes übrig; er bringt den Tod sozusagen nicht mit, sondern begegnet ihm erst an einem bestimmten Punkte, auf den hin freilich sein Weg geführt wird. Shakespeares tragische Helden aber haben in ihrem Leben und dessen Weltverhältnis den Tod gleichsam als dessen apriorische Bestimmung, er ist nicht die Konsequenz, sondern die Immanenz ihrer Lebensindividualität; das Reifwerden ihres Schicksals ist zugleich — als wäre beides der Ausdruck für dieselbe Sache — das Reifwerden ihres Todes. Deshalb wirkt er, wenn er wirklich eintritt, eigentlich nur noch symbolisch: das vergiftete Rapsium des Laertes und die etwas zu lange Wirkung von Julius Schlaftrunk sind so äußerliche und billige Mittel, daß die Gleichgültigkeit davon, auf welche Weise der Tod sich zu einem bestimmten Zeitpunkt realisiert, klar hervortritt. Darum ist auch nur hier der Tod wahrhaft tragisch; denn so werden wir nur dasjenige nennen, was, indem es das Leben zerstört, doch aus dessen eigenem Gesetz und Sinn kommt, was zwar den Lebenswillen überwältigt, aber doch zugleich und damit dessen letzten, geheimsten Auftrag erfüllt. Aber darum sterben auch nur die wirklich tragischen Helden Shakespeares diesen Tod, nicht die gleichfalls zugrunde gehenden Nebenpersonen; denn nur in jenen ist das Leben so groß und weit, daß es, schon oder noch als Leben, den Tod in sich einschließen kann. . .

. . . Jene Fühlbarkeit des Todes in den größten Rembrandtporträts entspricht dem Maße, in dem sie die absolute Individualität der Personen als Gegenstand aufnehmen. Und dies ist von innen her begrifflich. Der Typus . . . stirbt nicht, aber das Individuum stirbt. Und je individueller also der Mensch ist, desto „sterblicher“ ist er, denn das Einzige ist eben unvertretbar und sein Verschwinden ist deshalb um so definitiv, je mehr es einzig ist. Jene Organismen, bei denen das Einzelwesen sich einfach durch Teilung in zwei Wesen fortpflanzt und damit restlos verschwindet, sind sicher die niederste Stufe der Individualisierung; und gerade auf sie hat man den Begriff des Todes für unanwendbar erklärt, weil ihr Verschwinden keine Leiche zurückläßt. Das absolute Aufgehen in der Gattungsfortschüfung, das dem Einzelnen nicht einmal eine Leiche gönnt, verneint den Tod. Daher finden wir bei Völkern, die entweder aus Unentwickeltheit oder prinzipiell aus ihrer sozialen Kultur heraus die Individualität als eigentliches Wertprinzip ausschließen, eine große Gleichgültigkeit gegen den Tod. Wer sein Wesen auf die Form beschränkt oder, wenn man will, zu ihr erweitert hätte, in der er mit seinem Typus, mit dem Allgemeinbegriff seiner Gattung eines ist, der wäre im tieferen Sinne in aller Zeit und über der Zeit. Wer aber einzig ist, wessen Form mit ihm vergeht, der allein stirbt sozusagen definitiv: in der Tiefe der Individualität als solcher ist das Verhängnis des Todes verankert. . .

. . . Das individuellste Wesen stirbt am gründlichsten, weil es am gründlichsten lebt. Der äußersten Hochführung der Individualitätsidee, von der ich in der lyrischen Kunst weiß, unterbaut sich gerade die Deutung des Todes, die ihn allem Leben, das wir

tennen, als einen unablässig bestimmenden Faktor einwohnen läßt. Sie steht bei Rainer Maria Rilke:

O Herr, gib jedem seinen eignen Tod,
Das Sterben, das aus jenem Leben geht,
darin er Liebe hatte, Sinn und Not.

Hier verneint sich, wenn auch in idealer Vision, die Allgemeinheit des Todes. Eben damit aber wird er unmittelbar in das Leben selbst eingesenkt. Denn solange der Tod außerhalb des Lebens steht, solange er — in dem dafür bezeichnenden räumlichen Symbol — der Knochenmann ist, der plötzlich an uns herantritt, ist er natürlich für alle Wesen ein und derselbe. Zugleich mit seinem Gegenüber-vom-Leben verliert er seine Immersgleichheit und Allgemeinheit; in dem Maße, in dem er individuell wird, in dem jeder seinen eignen Tod stirbt, ist er dem Leben als Leben verhaftet und damit dessen Wirklichkeitsform, der Individualität.

Faßt man also den Tod nicht als ein draußen wartendes, gewalttätiges Wesen, ein erst in einem bestimmten Moment über uns kommendes Schicksal, begreift man vielmehr seine unlösbar tiefe Immanenz im Leben selbst, so ist der aus so vielen Rembrandtporträts heimlich hervordunkelnde Tod doch nur ein Symptom davon, wie unbedingt sich in seiner Kunst gerade das Prinzip des Lebens mit dem der Individualität verbindet.“ —

Schlußstück¹⁾

von R. M. Rilke.

„Der Tod ist groß.
Wir sind die Seinen
lachenden Munds.
Wenn wir uns mitten im Leben meinen,
wagt er zu weinen
mitten in uns.“

Mitteilungen.

Internationale psychobiologische Gesellschaft (Schule der Erkenntnis).

Geschäftsstelle: Charlottenburg-Westend, Fürstenplatz 3.

Fernsprecher: Westend Nr. 3050.

Die „Schule der Erkenntnis“ dient der Verbreitung der Hans Lungwitschen Erkenntnislehre, der biologischen Weltanschauung.

Die Bemühungen der Psychologie und Philosophie um die Klarstellung des Wesens der Seele haben bisher nicht zum vollen Erfolg geführt. Erst Dr. med. et phil. Hans Lungwitz, Nervenarzt, Charlottenburg, hat das Seelenproblem gelöst. Ausgehend von der deskriptiven und analytischen Psychologie einschließlich Psychotherapie, also von der unmittelbaren Erfahrung am Menschen, hat er in steter enger Verbindung mit Philosophie und Naturwissenschaften in mehr als zwanzigjähriger Forschung den Weg zur

¹⁾ Aus „Buch der Bilder“, Leipzig, Insel-Verlag, S. 185.

Entdeckung der Seele zurückgelegt und damit eine neue Wissenschaft entwickelt, die Psychobiologie.

Die Psychobiologie versteht das gesamte Geschehen, auch das sogenannte psychische Geschehen als biologisch. Sie beschreibt den Menschen als Reflexwesen und gibt im besonderen eine klare Vorstellung von den biologischen Vorgängen im Nervensystem, in der Hirnrinde, die sie als „Organ des Bewusstseins“ auffaßt und deren dreisphärische Gliederung sie mit dem gefühlsmäßigen, gegenständlichen und begrifflichen Erleben (Innenwelt, Außenwelt, Jenseit) in Einklang bringt; sie hat so das Wesen der Anschauung enthüllt. Der Psychobiologe sieht die Dinge entwicklungsgeschichtlich, nicht im Sinne des Darwin-Haeckelismus, der eine fiktionale Theorie ist, sondern im Sinne der realistischen Tatsächlichkeit, also der erlebnismäßigen und wissenschaftlichen Tatsachen im weitesten Umfange, wonach sich z. B. aus der Keimzelle das spezifische („ihr“) Individuum, aus dem Kinde der Erwachsene entwickelt, wonach selbst Mineralien zur spezifischen Organisation des Menschen gehören, ohne daß der Mensch jemals Mineral oder irgendein anderes Wesen war als eben — Mensch. Somit gibt die Psychobiologie auch die Entwicklungsgeschichte der Anschauung und kann auch in dieser Richtung die Allgemeingültigkeit, die Wichtigkeit ihrer Betrachtungsweise erhärten, indem auch im entwicklungsgeschichtlichen Sinne sämtliche Tatsachen ohne irgendwelchen Zwang, also ganz „von selbst“ sich an ihrem biologischen Orte vorfinden.

Die Psychobiologie unterscheidet demnach innerhalb der menschlichen Anschauung verschiedene Denkweisen, entsprechend der jeweiligen Entwicklungsstufe der Hirnrinde (und damit natürlich des gesamten Organismus). Die Hirnrinde entwickelt sich nämlich aus embryonalen Zeiten her derart, daß zunächst die Gefühls-, dann die Gegenstands-, dann die Begriffssphäre bis zur Wachsfunktion ansteigt und sich die drei „Denksphären“ weiterhin im Sinne fortschreitenden Überwiegens der Begriffssphäre über die Gegenstandssphäre und dieser über die Gefühlsphäre entfalten. Es ist sonach die sensitive (embryonale, vorbegriffliche) von der motivischen oder fiktionalen (kausalen, konditionalen, teleologischen) und der realischen (kognitiven) Denkweise zu unterscheiden; letztere beiden fallen in das extraterreine Dasein, sie setzen ein mit der Entwicklung der Begriffssphäre bis zur Wachsfunktion. Jeder Mensch durchläuft diese drei Denkweisen, aber nicht alle wachsen gleich weit in das realische Denken hinein.

Das Kennzeichen der motivischen Denkweise ist das Suchen nach Ursache und Wirkung, ist der Zweifel, die Deutung. Das Objekt und seine Veränderung wird gedeutet, bezweifelt, ist fragwürdig, unklar, unsicher. Der Zweifel zeigt sich in Spiel, Erziehung, Beruf, Liebe, Religion (wo er als „Glaube“ auftritt), Moral, Politik, Kunst, Wissenschaft usw., im gesamten motivischen Erleben; er lautet grundsätzlich (in den verschiedensten Formulierungen): bist du, Objekt, Ursache oder Wirkung? er lautet grundsätzlich warum? Und man besinne sich: die Frage „warum?“, die Frage überhaupt ist innerhalb des Fragealters endlos. Die Frage „warum?“, die Frage nach der Ursache, nach dem Motiv ist der sog. *circulus vitiosus*, in dessen Bannkreis alle Sorgen, Nöte, Ängste, Kümernisse, Dummheiten, Frevelsen, Übers- und Unterschwänglichkeiten, alle Hoffahrt, Haß, Eier, Sucht, Überspannung und Enttäuschung, alle Unreife, Einsichtslosigkeit, Unverträglichkeit, alle Zwietracht mit sich und der Welt, alle Vorwürfe, Beschuldigungen, alle Sünden und Sühnen, aller Unglaube, alle Krankheit leben. Die Frage „warum?“ ist die Fiktion. Auch die motivische Wissenschaft ist fiktional; es trifft nicht zu, daß der Zweifel, die Frage nach Ursache und Wirkung das eigentliche „Stimulans“ der Wissenschaft sei: die reife Wissenschaft sieht und beschreibt räumliche Zusammenhänge und verzichtet auf fiktionale Deutungen.

Das Kennzeichen der realistischen Denkweise ist Wissen, Weisheit, Erkenntnis. Der realistisch denkende Mensch zweifelt nicht mehr, er sieht im Objekt die klare, wahre Existenz, und die Veränderung ist ihm lediglich zeiträumliches Geschehen, er weiß, was Wahrheit ist, und kennt die Wahrheit — nicht eine mystische, transzendente, zweifelhafte, fiktionale „Wahrheit“, sondern die einzig mögliche menschliche Wahrheit, die „so einfach“ ist, daß der Uneingeweihte, der sie hört, erst recht an ihr zweifelt. Der realistische Mensch ist der normale, der gesunde, der harmonische, der erlöste Mensch.

Die realistische Denkweise ist die psychobiologische. Je mehr einer in die psychobiologische Denkweise hineinwächst, desto mehr entfernt er sich aus dem Zeitalter der Fiktionen, desto mehr gewinnt er an Einsicht in das Wesen der Dinge, an Verständnis seiner selbst, seiner Welt, des Geschehens überhaupt, an Erkenntnis, die das einzige Heil ist. Die psychobiologische Denkweise — kurz: die biologische Denkweise — ist die Weltanschauung des reifen Menschen; die Psychobiologie ist die Grundwissenschaft, innerhalb deren sämtliche erlebnismäßigen und wissenschaftlichen Tatsachen, sämtliche Lebens- und Wissensgebiete ihren Platz haben; sie ist Philosophie als reales Erleben und realistische Beschreibung des Erlebten. Wer in diese Lehre hineingewachsen ist, kann eo ipso nicht mehr anders als sie leben, auf welchem Gebiete er jeweils auch tätig sein mag. Die Psychobiologie ist also weder eine abgegrenzte wissenschaftliche Disziplin, sondern Naturwissenschaft im umfassenden Sinne, noch ist sie — als Weltanschauung — ein theoretisches Lehrgebäude, mit dem man „im Leben“ nichts oder nicht viel anfangen könnte, sondern Harmonie von Denken und Tun, praktische Philosophie, Lebensweisheit, Erlösungslehre.

Die therapeutische Anwendung seiner Lehre nennt Hans Ludwig psychobiologische Analyse (nicht zu verwechseln mit der Freud'schen Psychoanalyse) oder Erkenntnistherapie.

Diese Lehre kann, wie die Erfahrung zeigt, von jedem Intelligenten begriffen und ergriffen werden. Der gelehrte oder gebildete Mensch kennt viele von den erlebnismäßigen und wissenschaftlichen Tatsachen, der weniger gebildete Mensch kennt deren in der Regel so viele, daß ein Fundament zum Weiterbau gegeben ist. Die Erkenntnis, die Hans Ludwig bringt, kann „gelernt“ werden im dem Sinne, daß die Entwicklungsmöglichkeit der Hirnrinde bis zu der das biologische Denken ausmachenden Funktionshöhe in jedem Menschen vorliegt; freilich erreicht die Entwicklung bei dem einen höheren Grade als bei dem andern. Diese Tätigkeit des Lehrens und Lernens nennt Hans Ludwig „Schule der Erkenntnis“.

Alle, die sich für die Gewinnung und Verbreitung einer klaren Einsicht in das Wesen der Dinge interessieren, sind zur Mitgliedschaft und Mitarbeit eingeladen und gebeten, ihre Meldungen an die Geschäftsstelle einzureichen.

Organisation.

Mitglied der „Schule der Erkenntnis“ kann jeder werden, der sich für die Gewinnung und Verbreitung der Hans Ludwig'schen Erkenntnistheorie, der biologischen Philosophie interessiert. Die Mitglieder sind ordentliche und außerordentliche. Ordentliches Mitglied kann werden, wer einen ausreichenden Unterricht in der Ludwig'schen Erkenntnistheorie erhalten hat. Dieser Unterricht kann erfolgen in Form des Studiums der Hans Ludwig'schen Werke, insbes. der „Entdeckung der Seele, Allg. Psychobiologie“ und der baldmügl. erscheinenden „Erkenntnistherapie“ — oder in Form der Teilnahme an den Lehrcursen, am besten in beiderlei Form.

Die Mitglieder, die sich zu Erkenntnislehrern ausbilden wollen, haben einen Lehrcurs in Psychobiologie zu absolvieren. Nur Personen mit hinreichender Vorbildung werden vom Vorstande zugelassen. Aber die erfolgreiche Absolvierung des Lehrcurses wird ein Zeugnis erteilt. Nur diejenigen Mitglieder, die im Besitze dieses Zeugnisses sind, werden von der Schule der Erkenntnis als Erkenntnislehrer anerkannt.

Die therapeutische Anwendung seiner Lehre hat Hans Ludwig psychobiologische Analyse oder Erkenntnistherapie genannt. Sie ist eine ärztlich-philosophische Behandlungsmethode speziell der Neurotiker, für alle andern Kranken eine wichtige Ergänzung der sonstigen Therapie. Das therapeutische Ziel wird bei Neurosen durchschnittlich in wenigen Wochen erreicht. Die Erkenntnistherapie ist im Gegensatz zu allen andern psychotherapeutischen Methoden unsuggestiv. Zur Ausbildung als Erkenntnistherapeuten werden nur Ärzte zugelassen.

Die auswärtigen Mitglieder bilden Ortsgruppen; diese erhalten ihre organisatorischen Anweisungen von der Zentrale. Sie sind gehalten, die Ludwig'sche Erkenntnistheorie zu studieren und in Versammlungen zu besprechen. Geeignete Mitglieder sind zur Absolvierung eines Lehrcurses nach Charlottenburg zu entsenden. Der Leiter einer Ortsgruppe soll möglichst ein Erkenntnistherapeut oder Erkenntnislehrer sein.

Die Herausgabe einer Zeitschrift ist geplant.

Jedes Mitglied zahlt einen Jahresbeitrag von 10 M. an die Zentrale. Höhere Beiträge sind willkommen. Wer im zweiten Halbjahr beiträgt, braucht nur den halben Jahresbeitrag zu zahlen. Der Beitrag ist bei der Anmeldung, alsdann im Monat Januar zu zahlen.

Die Mitglieder können die Hans Ludwig'schen Werke von der Geschäftsstelle mit einem Rabatt von 20% des Ladenpreises beziehen. Die wichtigsten Bücher sind:

Die Entdeckung der Seele. Allgemeine Psychobiologie. 707 Seiten. Ladenpreis: Ganzleinenband 28,— M., mit Leder Rücken 30,— M.

Über Psychoanalyse. Ladenpreis 2,50 M.

Drei wissenschaftliche Romane: I. Bd. Einer Mutter Liebe. II. Bd. Welt und Winkel. III. Bd. Die Hetäre. Jeder Band brosch. 3,— M., gbb. 5,— M. („Man darf sagen, daß die Romane mehr Einsicht in das Wesen der Dinge vermitteln als manches bidleibige Philosophiebuch“. Dr. Kuefler i. d. „Fortschr. d. Med.“).

In Vorbereitung: Erkenntnistherapie. I. Teil: Grundzüge der medizinischen Psychobiologie. Zugleich Ergänzungsband zur Entdeckung der Seele. ca. 450 S., Pr. ca. 20.— M. Vorausbestellungen erbeten.

Von den zahlreichen in der Fach- und Tagespresse erschienenen Abhandlungen sehen Sonderdrucke in beschränkter Zahl leihweise für wissenschaftliche Arbeiten zur Verfügung.

Arbeitsplan.

1. Allgemeine Lehrcurse zur Einführung in die Psychobiologie.

Zehn Vorlesungen, je zweistündig. Der Kursus muß im ganzen belegt und pünktlich besucht werden. Ort, Zeit, Honorar für den Dozenten nach Vereinbarung (f. Mitglieder in der Regel 2,50 M. für die Vorlesung). Aus den Vortragsthemen: Vom Wesen der Seele. Bau und Funktion der Hirnrinde. Vom Gefühlsleben. Von der Außenwelt. Von der Welt der Begriffe. Die Denkweise des Kindes (Wunsch, Zweifel, Verhältnis zu Eltern und Erziehern, Sünde und Sühne, Pubertät usw.). Die Denkweise des Erwachsenen bis zur zweiten Reife (Wille, Berufswahl, Liebeswahl usw.). Die Denkweise des reifen Menschen (Wissen und Weisheit, Wahrheit, Glaube, Zweifel, Zwang, Zweck, Gewissen usw.). Über Gesundheit und Krankheit, bes. Neurose (Nervosität, Angst, Schmerz,

Trauer, Zwangs-, Begriffs- usw. Neurose, Hysterie, sexualpathologische Zustände usw.). Über die Heilung, insbes. Suggestionen, Hypnose, Psychoanalyse, Erkenntnistherapie.

2. Unterrichtsabende.

Psychobiologische Vorträge und Erörterungen über Themen aus allen einschläg. Gebieten. In der Regel am ersten Mittwoch jedes Monats abends 8 Uhr. Es wird ein Unkostenbeitrag erhoben (von Mitgliedern etwa 1.— M., von Gästen 2.— M.). Einführung neuer Mitglieder erwünscht.

3. Lehrkurse und Fortbildungsabende für Erkenntnistheoretiker

4. Lehrkurse und Fortbildungsabende für Erkenntnistherapeuten.

Die Dauer der Lehrkurse richtet sich nach der Persönlichkeit des Schülers; es ist mit mehreren Monaten zu rechnen. Gemeinsame Kurse sind möglich. Zeit, Honorar nach Abereinkunft mit dem Dozenten.

5. Kongress.

Alljährlich findet ein allgemeiner Kongress statt.

Pestalozzi-Plakette.

Der Verlag Walter de Gruyter u. Co., Berlin, Genthinerstr. 38 hat anlässlich der Feier des 100. Todestages (17. Febr. 1927) eine Pestalozzi-Plakette in Eisen- und Zinn herstellen lassen, die von dem Bildhauer Otto Illemann entworfen ist. Ihre Größe beträgt 22×32 cm; sie ist zum Preise von Mk. 15.— vom obengenannten Verlage zu beziehen.

Bücherbesprechungen.

Philosophie und Pädagogik.

Erich Becher. Einführung in die Philosophie. München. Verlag von Dunder und Humblot. 1926. 310 S. Obd. M. 12.50.

Gute Einführungen in das Gesamtgebiet der Philosophie gibt es nicht viele, und die früher weit verbreiteten, so die von Paulsen, sind veraltet. Erich Becher hat sich nun nicht die Aufgabe gestellt, in mehr encyclopädischer Art und Weise die sämtlichen Disziplinen der Philosophie abzuhandeln, sondern er arbeitet vom Centrum aus und legt so den Hauptnachdruck seiner Darstellung auf Erkenntnistheorie und Metaphysik. Dabei tritt sein eigener Standpunkt stark hervor, was sich ja auch schwer vermeiden läßt, doch bestreift er sich weitgehendster Objektivität gegenüber den abweichenden Ansichten, insbesondere ist erfreulicherweise jede überflüssige ins Persönliche hinüberspielende Polemik vermieden. Becher vertritt gegenüber dem weitverbreiteten Mechanismus in der beschreibenden Naturwissenschaft einen psychischen Vitalismus und gelangt dabei zu der Hypothese eines überindividuellen Seelischen. So heißt es bei ihm (S. 300): „Insbesondere erweckt Pflichtgefühl und Gewissen den Eindruck, daß ein höheres, überindividuelles seelisch-geistiges Wesen in uns wirkt. Am stärksten aber wird dieser Eindruck im religiösen Bewußtsein, insbesondere im mystischen Erlebnis des Eins-Seins der Seele mit dem überindividuellen geistigen Lebensquell“. Dabei ist sich der Verfasser in der ganzen Darstellung stets sehr wohl bewußt, welche scharfe Grenze Forschung und Erfahrungswelt auf der einen Seite, Hypothesenbildung auf der anderen Seite, trennt. Das klar geschriebene und gut disponierte Buch, das der Verlag vortrefflich ausgestattet

hat, kann durchaus empfohlen werden, nur sollten solche einführenden Darstellungen tunlichst den Preis von M. 10.— gebunden nicht überschreiten.

A. Buchenau.

Lusculum-Bücher Nr. 11. Heraklit. Fragmente. Griechisch und deutsch. Übertragen von Bruna Snell-Hamburg. 21 S.

Dies. Nr. 12. Platons Gastmahl. Griechisch und deutsch. Übertragen von Franz Boll. 100 S.

Verlag von Ernst Heimeran. München 1926.

Der Münchener Verlag setzt mit diesen beiden Bänden seine Auswahl aus dem klassischen Schrifttum erfolgreich fort. Die Fragmente des Herakleitos sind nach Diels geordnet und sinngemäß übersetzt, die Übertragung des Gastmahls von Boll, die aus dem Nachlaß von Reinhard Herbig herausgegeben wird, ist ganz ausgezeichnet. Sie ist bei aller Treue lesbar und enthält manche Feinheit des Originals auch dem auf neueste, der diese vielleicht herrlichste aller Platon-Schriften seit Jahren studiert hat. Man kann den Verlag zu diesem Unternehmen, das Antike und Gegenwart einander nähert, nur beglückwünschen.

A. Buchenau.

Max Wentzcher „Pädagogik“. Ethische Grundlegung und System. 383 S. Preis br. M. 14.—, geb. M. 16.—. Verlag W. de Gruyter u. Co., Berlin 1926.

Wentzcher's Pädagogik gründet sich auf die Philosophie des klassischen Idealismus, insbesondere Kants, aus der er für seine eigene Pädagogik als richtunggebend insbesondere die Idee der Freiheit entnimmt, und führt die allgemeinen philosophischen Gedanken in geistvoller und scharfsinniger Weise durch. Das Buch gehört zu den seltenen Leistungen auf diesem Gebiet, die ohne jede Phrasen und Weisheitsweisigkeit arbeiten und den Problemen wirklich auf den Grund gehen. Als Einführung in die Grundgedanken der modernen Pädagogik kann man sich kaum eine geeignetere Schrift denken.

A. Buchenau.

G. H. Thurnbull. The Educational Theory of J. G. Fichte. University Press. Liverpool Ltd. Hodden & Stroughton. 1926. 283 S. 12 sh 6 d gebd.

Der Verfasser weist darauf hin, daß Fichtes Erziehungs- und Staatstheorie in England fast unbeachtet geblieben ist. Er gibt in seinem Buche eine sorgfältige Übersetzung charakteristischer Stücke unter Zugrundelegung des Textes der großen Fichte-Ausgabe des Sohnes J. H. Fichte. Einleitend handelt er in kritischer, fein abwägender Art und Weise über die Quellen der Fichteschen Theorie, die geschichtlichen Bedingungen des Fichteschen Wirkens, seine Theorie und sein Erziehungs-System. Für den englischen Leser ist besonders wertvoll die auf S. 115 f. gegebene Bibliographie. Das gut ausgestattete Buch kann auch dem deutschen Forscher und Lehrer empfohlen werden, da es die Fichtesche Lehre von einem eigenartigen Gesichtspunkt darstellt.

A. Buchenau.

Religionswissenschaft.

Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. 2., völlig neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von Hermann Gunkel und Leopold Pischarna. Tübingen. J. C. B. Mohr. 1926 ff. Lief. 1 und 2 in der Subskription je M. 1.80.

Die 2. Auflage des Handwörterbuchs „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“, das seit einigen Jahren leider vergriffen war, stellt gegenüber der ersten eine völlige Neubearbeitung dar. Diese erstreckt sich nicht nur auf die äußere Form — die Beschränkung des Gesamtumfangs auf 5 Bände zu je 50—60 Bogen und die

straffere Einheit im Aufbau des Ganzen — sondern vor allem auch auf eine gewisse innere Umstellung. Die Theologie hat heute wie alles kulturelle Leben unserer Zeit den Charakter des Übergangs, erkennt vieles als problematisch, was vorher klar erschien, und tastet auf neuen Wegen vorwärts. Dieser neuen Lage mußte die neue Auflage der *RGG*. Rechnung tragen. Sie will zwar den fruchtbaren Erwerb der bisherigen wissenschaftlichen Entwicklung bewahren, zugleich aber soll sie die Bewegung und Fülle des heutigen religiösen und theologischen Lebens darstellen.

Dabei hält die Neuaufgabe der *RGG*. an dem ihr von Anfang an gestecktem Ziele fest. Sie will über die geschichtliche Entwicklung und die gegenwärtige Lage der Religionen und insbesondere der christlichen Religion allseitig unterrichten und dabei der Erweiterung der theologischen Arbeit durch die Methoden der modernen Religionswissenschaft, Geschichtsforschung und Philologie nach allen Seiten hin Rechnung tragen. Sie erstrebt aber stärker als die erste Auflage ein Doppeltes: Sie will einerseits den Hauptnachdruck durchgängig auf die Gegenwart und die Beziehungen zu ihr legen, andererseits die gesamte Religionsgeschichte, also neben dem Christentum die außerchristlichen Religionen in Geschichte und Gegenwart zur Darstellung und zum Verständnis bringen.

Diesem großzügigen Programm, dem man nach Lage unserer Zeit nur freudig zustimmen kann, werden bereits die bis jetzt erschienenen beiden ersten Lieferungen in hervorragendem Maße gerecht. Sie enthalten neben kleineren und größeren Notizartikeln umfassende Artikel über Abendmahl, Aberglauben, Ägypten, Afrika, Agende, Akademie. Das Bestreben der Redaktion ist darauf gerichtet, für jeden Artikel den bestgeeigneten Bearbeiter zu gewinnen, ohne jede Rücksicht auf richtungsmäßige Einstellung und Konfession. Daß durchgängig das Interesse der unmittelbaren Gegenwart betont wird, zeigen eindrucksvoll Abschnitte wie Abendmahl III: Gegenwartsbedeutung, die missionskundlichen Artikel Ägypten und Afrika, die praktischen Aussblicke der Artikel Aberglauben und Agende.

So darf man den folgenden Lieferungen, die von Januar 1927 ab regelmäßig monatlich erscheinen werden, mit Spannung entgegensehen. Band 1 wird voraussichtlich Ende 1927 vollständig vorliegen. Die folgenden Bände sollen in Abständen von je einem Jahr vollständig werden, so daß bis Ende 1931 mit dem Abschluß des Wertes zu rechnen ist.

Bei dem äußerst billigen Subscriptionspreis (eine Lieferung von 3 Bogen M. 1.80) und bei der Verteilung der Kosten auf fünf Jahre sollte niemand versäumen, auf dieses überaus wertvolle Werk zu subscribieren, das für jeden, dem es um eine klare Erkenntnis der Religion in ihrer geschichtlichen Entwicklung und in ihrer Gegenwartsbedeutung zu tun ist, eine unerschöpfliche Fundgrube des Wissens sein wird. Ganz besonders seien noch die Lehrerbibliotheken darauf aufmerksam gemacht, denen es bei seiner Verlebung eine ganze religionsgeschichtliche Bibliothek ersparen wird.

Prof. D. Gustav Pfannmüller.

Literatur.

Sherwood Anderson. Das Ei triumphiert. Amerikanische Novellen. Übertragen von Karl Verba. Im Insel-Verlag zu Leipzig 1926. 262 S. In Lei. geb. 6.—

Wenn Verleger und Übersetzer es einem nicht selbst sagten, würde man die in diesem Bande unter dem kuriosen Titel vereinigten Erzählungen niemals für ein Erzeugnis des erfolgsanbetenden Amerika halten. Sie sind offenbar durch Freuds und Adlers Psychoanalyse auf stärkste beeinflusst und zeigen das Leben in den kleinen amerikanischen Städten ohne jedes Vorurteil und ohne jeden Anflug der drüben so beliebten „Sensation“. Der

Kampf der Geschlechter, das Schwanken zwischen dem Drang nach Gemeinschaft und Sehnsucht nach Einsamkeit, die innere Unsicherheit des Gegenwartsmenschen, der grübelt statt zu handeln, das sind die Hauptakorde, die in mannigfacher Wandlung immer wieder durchklingen. Andersons große Darstellungskunst stempelt dieses Buch zu dem wertvollsten, was es auf dem Gebiet der psychologischen Novelle in Angloamerika heute gibt.

K. Buchenau.

G. R. Chesterton. 1. The Innocence of Father Brown. Bernh. Tauchnitz. Leipzig 1926. (Students' Series Neue Folge Nr. 8.) Gefürzte Ausgabe mit Anmerkungen und Wörterbuch. 116 + 52 S. Kart. M. 1.80.

Dersf. 2. Tales of the long Bow. Edda 1925. Tauchnitz Edition Nr. 4692. 263 S. Geb. M. 2.50.

Chestertons eigentümliche Vorliebe für das Paradoxe zeigt sich in diesen Erzählungen, von denen die von „Pater Brown“ eine Parodie der Sherlock-Holmes-Geschichten darstellen. Die 8 Geschichten „of the long Bow“ haben es mit scheinbaren Unmöglichkeiten zu tun (to eat one's hat; to set the Thames on fire etc.) Um diese Thesen herum gruppieren sich scharf ironisch pointierte „short stories“, die in dieser Art ganz einzig sind. Manchmal hat man freilich das Gefühl, als ob die Pointen schon überspißt wären. Hier wäre weniger mehr gewesen.

K. Buchenau.

Adam von Moltke, „Akorde des Lebens“. Eigenbrüder Verlag, Berlin, 1926. 48 Seiten.

Besinnliche Gedichte eines ernsten Lebensbeträhters, dem aber der Humor nicht fehlt, könnte man diese in sehr guter Ausstattung herausgekommene Sammlung nennen. „Der Mensch“ zeigt Moltkes Sinn für das Verwobensein des Menschen in den Kosmos in einem geschickt die Reime verwendenden Aufbau. „Das Leid“ läßt erkennen, wie sich bei ihm Erkenntnisse in Bilder umsetzen, und deutet in bemerkenswerter Weise den Lebensumschwung, den das Leid bewirkt, an der entsprechenden Stelle auch rhythmisch an. Gedankenreiche Beweglichkeit in der Verwebung von „Leben, Liebe, Licht“ fällt auf. „Die Zeit“ hat den Zeitensfluß gut im Rhythmus bewahrt. Dem träumerischen Lebensbeträhter lernen wir in „Greis und Kind“ kennen, den ersten in „Am Totengraben“. „Der Niegenug“ zeigt Begabung für Gedankenpoesie, „Die Stimme des Geistes“ die innerste Richtung des Dichters, „Gebet“ sein Lebensziel.

Gegen Ende des Bändchens, aus dem nur einige Gedichte beleuchtet werden sollten, um auf das Charakteristische kommen zu können, stehen Gedichte unter den Titeln „Der Narr“, „Narren-Lied“, „Narren-Liebe“, „Narren-Traut“, „Narren-Lang“, „Narren-Spruch“. Ich habe den Eindruck, daß in ihnen, namentlich in „Narren-Lied“, „Narren-Liebe“ und „Narren-Spruch“ die besondere dichterische Physiognomie des Verfassers sich anknüpft. Ich sehe in ihnen Reime zu einer Gedichtsammlung, die etwa „Des Narren Verklärung“ heißen könnte. Adam von Moltkes Sinn für die Verwobenheit des Menschen in den Kosmos, die leicht dramatischen Untertöne in solchen Gedichten wie „Der Niegenug“, der Blick für Höhen und Tiefen des Menschenlebens würden darin sich schön ausleben können. Schon die Narren-Lieder in den „Akorden des Lebens“ sollten sich Komponisten vornehmen; die in ihnen ruhende Musik zu formen kann nicht schwer sein. In einer größeren Gedichtreihe solcher Art würden dann die Komponisten eine größere Auswahl haben. — Die Notwendigkeit weitgehend Bilder zu verwenden, die das Lichterspiel des Lebens, die Narrereien der Menschen und die

sieghafte Kraft des Menschen von Humor zeigen müßten, würde die in den „Akorden des Lebens“ bereits sichtbare Richtung ins Bildhafte verstärken können.

Daß man zu solchen Anregungen für den Verfasser kommt, scheint mir ein Beweis für die Echtheit des Menschentums zu sein, das in seinen Gedichten sich ausdrückt, und für das Vertrauen auf seine weitere Entwicklung als Dichter.

So den Dichter zu ermuntern, dürfte um so notwendiger sein, damit er sein schönes Talent entfalte und nicht in Eigenbrödelei verenge. Mag der Eigenbrödelei-Berlag zunächst notwendig gewesen sein, die Strategie der Dichtung, wenn ich so sagen darf, erfordert Weltoffenheit nach allen Richtungen.

Walter Kühne.

Theodor Lessing. Meine Tiere. Berlin. 1926. Verlag Ullstein u. Co. 1926. 160 S., geb. M. 4.—

Der vielangefeiendete Hannoveraner Professor stellt sich in diesen feinsinnigen, vielfach allerdings auch recht bitteren Skizzen als Tierliebhaber heraus, der die Seele des Tieres und die Eigenart der verschiedenen Tiergattungen glänzend beobachtet hat. Der Kern seiner philosophischen Lehre, die auch hier im Untertone durchklingt, ist die Notwendigkeit der Erlösung vom Geiste der „Kultur“ in ihrem üblich verstandenen Sinne. Es ist eine Stimmung heroischer Auflehnung wie bei Stirner, Dühring und Nietzsche, die aus diesem Buche eines einsamen Denkers spricht, wobei man es versteht, daß er mit den Realitäten des Gegenwartlebens, insbesondere mit den Organisationen, hart zusammengeraten mußte.

Artur Buchenau.

Musik.

Erich Stege. Das Okkulte in der Musik. Beiträge zu einer Metaphysik der Musik. Musikverlag Ernst Bisping, Münster i. W. 1925.

Dieses Werk ist ein Versuch, auf dem Weg über das Okkulte in die Musik einzudringen. „Okkult“ bedeutet hier alles Geheimnisvolle, allen Hauber, allen Glauben und alle Kraft, die die Menschheit in die Musik hineingelegt hat. Es ist interessant, die Musik eingeteilt in Tellurische, Kosmische, Transzendente, Magische und Spiritistische vom Standpunkt des Verfassers aus zu betrachten. Ein bisher noch wenig bearbeitetes Gebiet ist hier auf Grund einer Fülle von Material zusammengefaßt und stellt einen beachtenswerten Beitrag zur Metaphysik der Musik dar. Der Verfasser geht von der Natur aus, die er als gemeinsame Basis von Musik und Okkultismus ansieht. Im Mittelpunkt steht für ihn die Harmonie der Sphären als Idee und innerster Kern der Musik, ohne die unsere irdische Musik, die nach einem vom Verfasser zitierten Kepler-Wort „das Herunterspielen des himmlischen Bewegungsbildes“ ist, nicht denkbar wäre. Da nun nach Steges Darlegungen die menschliche Seele der Mittelpunkt aller Musik, „der vollkommensten Funktion des Gefühlslebens“ ist, so fordert er die Abkehr vom Intellektualismus in der Musik und die Rückkehr zu der uns von der Natur gegebenen Harmonie. Nur dann kann die Musik, „die Sprache der Seele“, zu den letzten Dingen führen: Erhabenheit, Religion und Gott. Eine Forderung, die gerade in der heutigen Zeit sehr willkommen und hoffentlich nicht umsonst gestellt werden ist.

E. Dvermann.

Schaß.

Johannes Metzger. Die Schachschule. Leichtfaßlicher Lehrgang zur Erlernung des Schachspiels. Zweite verbesserte Auflage. Berlin 1925. Walter de Gruyter u. Co. 110 S. M. 4.—

Die erste Auflage dieser bekannten Einführung erschien 1886. Den großen Fortschritten entsprechend, die das Schach in den letzten 40 Jahren gemacht hat, ist Unwichtiges zurückgebrängt, Bedeutsames genauer behandelt worden. Ausgewählt sind charakteristische Meisterpartien, die von dem Verfasser, einem alterfahrenen Praktiker auf den 64 Feldern, sehr anschaulich und leichtverständlich glossiert werden. Seiner Forderung, das Schach auch an den Volkshochschulen einzuführen, sollte man nur im weitgehendsten Maße nachkommen! Dörge.

J. Berger. Theorie und Praxis der Endspiele. Ein Handbuch für Schachfreunde. Zweite Auflage mit erweitertem Text. Berlin. Walter de Gruyter u. Co., 1922. 588 S.

Nichts ist schwieriger als die genaue Bedeutung und den Wert der einzelnen Steine im Endspiel zu erkennen, und so ist denn auch die Theorie des Endspiels eine äußerst komplizierte. Das bewährte Buch von Berger bringt in der 2. Auflage eine genaue Übersicht über die Methoden und die Praxis des Endspiels und kann daher dem Schachspieler unbedingt empfohlen werden, wenn er wohl auch nur einen kleinen Teil der hier gegebenen Partien wirklich wird durchspielen können. Dörge.

Gesellschaftsnachrichten.

Am Montag, den 24. Januar 1927, abends 8 Uhr fand in der Aula des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster, Berlin C 2, Klosterstr. 74, unser zweiter Vortragsabend im Winter-Semester 1926/27 statt.

Dr. Friedrich Grave (Bremen) sprach über das Thema: „Die Metaphysik im doppelten Selbstbefreiungskampfe“. Wir kommen in einem der nächsten Hefte darauf zurück.

Literatur:

- H. Buchenau: Anatole France, Unter der Rosenlaube. S. 98.
H. Buchenau: Helene Stöcker, Liebe. S. 98.
H. Buchenau: H. Bennett, Elsie and the Child. S. 93.
B. Kühne: Maria Brie, Das brennende Herz und andere Märchen. S. 94.
H. Buchenau: Wlth. Bölsche, Der singende Baum. S. 94.
Gv.: E. Mosbacher, Onkel Doktor erzählt Märchen. S. 94.

Rußl:

- B. Kühne: G. Stier, Das Heilige in der Musik. S. 94.

Berühmtes:

- Dörge: Leo Grösch, Neue Vorstellungen und neue Tatsachen in der Physik. S. 96.
H. Buchenau: Handbuch der Preuß. Unterrichtsverwaltung. S. 96.

Walter de Gruyter & Co.

Postscheckkonto:



Berlin W 10 und Leipzig

Berlin NW 7 Nr. 59533

Pestalozzis sämtliche Werke

Unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrter

herausgegeben von

Dr. Artur Buchenau

Oberstudienleiter in Berlin

Dr. Eduard Spranger

o. Professor an der Universität Berlin

Dr. Hans Stettbacher

a. o. Professor an der Universität Zürich

Etwa 20—24 Bände. Jährlich erscheinen etwa 3 Bände

Im Januar sind erschienen:

Bd. I. 20 $\frac{1}{2}$ Bogen. Geh. M. 10.—, in Leinen geb. M. 12.50, in Halbleder geb. M. 15.—

Bd. II. 21 $\frac{1}{2}$ Bogen. Geh. M. 12.—, in Leinen geb. M. 14.50, in Halbleder geb. M. 17.—

Die erste wissenschaftl. Ausgabe sämtlicher Werke und Briefe Pestalozzis

Die Ausgabe enthält die bisher bekannten Werke in wesentlich erweiterter und berichtigter Textgestaltung und bringt eine Fülle bisher unbekanntes Materials, zum ersten Male Pestalozzis sämtliche Briefe und Reden.

Ein ausführlicher Prospekt steht durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlage kostenlos zur Verfügung.

Pestalozzi-Studien. Herausgegeben von Dr. Artur Buchenau, Oberstudienleiter in Berlin, Dr. Eduard Spranger, o. Professor an der Universität Berlin, und Dr. Hans Stettbacher, a. o. Professor an der Universität Zürich. Soeben erschienen Bd I: Oktav. VI, 166 Seiten. Mit 2 Tafeln. Geh. M 8.—

Inhalt: 1. Born und Pestalozzi in der Neuheit-Zeit. Von E. Lorch. - 2. Lavater, Pestalozzi, wir. Von Martin Härtmann. - 3. Das religiöse Moment bei Pestalozzi. Von Walter Nigg. - 4. Die stadtsürchlichen Verfahren Heinrich Pestalozzis. Von Emil Eidensbenz-Pestalozzi. - 5. Die Pestalozzi-Maske. Die Pestalozzi-Studien, die als Ergänzung zur großen Pestalozzi-Ausgabe erscheinen, berichten fortlaufend über die neueste wichtige Pestalozzi-Literatur.

Pestalozzi-Plakette. Von Bildhauer Otto Illemann. Die Plakette ist 32x22 cm groß, aus künstlerischem Eisenguß, 1750 g schwer und kostet M 15.—

Johann Heinrich Pestalozzi. Seine Ideen in systematischer Würdigung. Von Hermann Leser. Lexikon-Oktav. VIII, 130 Seiten. 1908. Geh. M 3.50

Die kritische Monatschrift
Die Schöne Literatur

Herausgeber Will Vesper

Vierteljährlich M. 2.50. (Der Jahrgang beginnt mit Januar;
monatlich 48 Seiten Text, 16 Seiten Beilage „Die Jahresernte“, beides auf holzfreiem
Papier, Kunstdruckbeilage „Dichterbildnisse“)

gibt kurz, umfassend und zuverlässig in 8 Teilen Überblick über alles Bedeutende:

1. Der Leitartikel behandelt in der Regel eine Verdienstlichkeit des modernen Schrifttums und bietet anschließend erschöpfende biographische und bibliographische Angaben.
2. Die Kritik literarischer Neuerscheinungen durch bewährte Kritiker.
3. Bibliographie der wertvollsten Neuerscheinungen des letzten Monats.
4. Bibliographie der wichtigsten Zeitschriftenaufsätze zur zeitgenössischen deutschen Dichtung.
5. Eigene Kraufführungsberichte.
6. Nachrichtenteil.
7. Die 16seitige Beilage „Die Jahresernte“ bringt von Will Vesper ausgewählte, ausserlesene Proben und führt zu den Quellen jüngster deutscher Dichtung.
8. Kunstdruckbeilage „Dichterbildnisse“ veröffentlicht in gepflegter Wiedergabe Bildnisse deutscher Dichter mit latinisierterm Namenszug und kurzer Biographie.

Der Jahrgang 1926 der „Schönen Literatur“ umfaßt 612 Seiten, enthält Darstellung, Biographie und vollständige Bibliographie über: Emil Strauß / Wilh. Schmidtbonn / Paul Ernst / Paul Alberdes / Stefan George / F. Fr. Blund / Fern. Burte / Rob. Fohlsbaum / Heinrich Hecker / Max Neuss / Hans Grimm / (Holbe Kurz), ferner 964 Beurteilungen neuer Bücher, 118 Kraufführungsberichte neben literarischen Nachrichten (Gedenktage), Verzeichnis der 785 wichtigsten Zeitschriftenartikel über deutsche Dichter der Gegenwart im Jahre 1926, Nachweis von etwa 3000 Namen im Register. — Dieser Jahresband ist in Halbleinen gebunden zum Preise von M. 7.50 erhältlich.

Der Jahresband 1926 der „Jahresernte“ umfaßt 196 Seiten und brachte Proben aus folgenden Büchern: Heinrich Leich, Mensch im Eisen / Hans Leip, Godefries Rnecht / Hans Brandenburg, Sommer-Sonette / Jakob Haringer, Dichtungen / Josef Windler, Vampernickel / Wilhelm Schmidtbonn, Geschichten von den unberühmten Frauen / Hans Friedrich Blund, Von klugen Frauen und Fälschen / Hans Velsheim, Hahnenschrei / Wilhelm Matthieschen, Totenbuch / Max Brand, Totenmesse für ein Kind / Felix Braun, Das innere Leben / Franz Hessel, Feigwaren leicht gefärbt / Hans Kosefiel, Rot-Gelb-Rot / Walther Hilbig, Die Gewaltigen / Carl Judsmaier, Der blühende Baum / Carl F. Burckhardt, Kleinasiatische Reise / Friedrich Schmad, Sebastian im Wald. — Dieser Jahresband ist in Ganzleinen gebunden zum Preise von M. 3.50 erhältlich.

Der Buchverleger 1925 und 1926, brosch. je M. —.80, Halbleinen je M. 2.—. Dieser von Will Vesper herausgegebene Weihnachtskatalog bietet im Jahrgang 1925 eine Auswahl des Wertvollsten aus der gesamten deutschen Literatur besonders der letzten Jahre; Jahrgang 1926 betont wahre Dichtung und ehrliche Leistung der neuesten Literatur.

Urteile über „Die Schöne Literatur“

Der Dichter:

Der Wissenschaftler:

Der Journalist:

Dr. Thomas Mann: Die Feste „Schöne Literatur“ zeigen mir eine klug geführte, gelbig beschreibende, unerschöpfliche, kritisch ausgezeichnet bediente Zeitschrift, die dem literarisch interessierten Publikum warm zu empfehlen ist.

Prof. Dr. Georg Wissmann: Mir ist Ihre Monatschrift „Die Schöne Literatur“ ein unentbehrlicher Wechsell, um das für den Einzelnen unübersehbare literarische Geschehen der Gegenwart zu verfolgen. Die Urteile sind sachlich und den Bedürfnissen an eine fördernde Kritik gemäß.

Neue Zürcher Zeitung: Man bekennt über jede Veranstaltung Kaufmann, sehr wenig, sehr häufig, vor allem sehr Man, in kleinen hübschen Beiträgen, kurz, billig, lustig, mäßig, oft sehr geistreich. Ein unverzichtbarer Katalog! Der Druck, das Papier, die Umschläge, Tabellen, Register prächtig, klar und ansehlich.

ED. AVENARIUS / VERLAGSBUCHHANDLUNG / LEIPZIG C 1